

7

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1973



68





12

62



24

INHALT



36




42



88





4





83

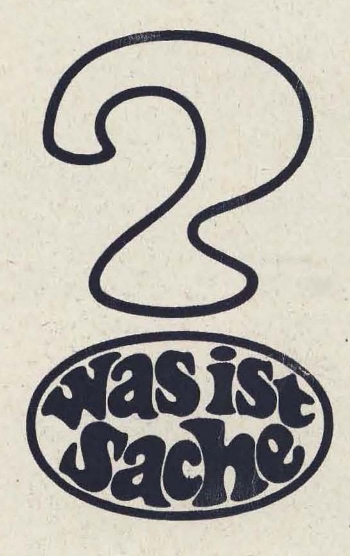
In Berlin ist ja sicher was los beim Festival. Aber was tut sich hier bei uns?

Soldat Rüdiger Thomas

Wie ist das: Soll man nun zur Erreichung hoher Leistungen mehr loben oder mehr tadeln?

Maat Ullrich Böhm

Allerhand.
Will ich jedenfalls hoffen.
Damit meine ich natürlich nicht die Fernsehübertragungen, Radioreportagen und Presseberichte, die sicherlich auch Ihnen – der Sie nicht unmittelbar dabei sein können – einen Eindruck vom bunten Festivalgeschehen geben werden.
Doch: Festival ist überall.
So hält es die FDJ in der ganzen Republik. Und so sollte es auch in Ihrem Truppenteil sein.
Gewiß: Auf Kosten des Dienstes kann das nicht gehen. Im Mittelpunkt des Festivals wird ja gerade die Frage stehen, wie die Jugend der Welt den antiimperialistischen Kampf noch wirkungsvoller führen kann. Wir Soldaten tun das Unsere dazu, indem wir verstärkte Anstrengungen für den militärischen Schutz des Sozialismus unternehmen und durch unsere hohe Gefechtsbereitschaft zum Gelingen der X. Weltfestspiele beitragen.
In diesen Tagen werden überall die nach Berlin delegierten Genossen verabschiedet. In ihrem Gepäck tragen sie nicht nur die vielerorts von ihnen und ihren Kameraden gebastelten Festivalgeschenke, sondern zugleich auch eine erfolgreiche Wettbewerbsbilanz. Auf politischem und militärischem Gebiet genauso wie auf kulturellem und sportlichem. Und was das Letztere angeht, so sollte sie sich auch in dem ausdrücken, wie das Festivalgeschehen in den Einheiten selbst gestaltet wird.
Jede FDJ-Organisation und Armeesportgemeinschaft ist aufgerufen, gerade in diesen Tagen was loszumachen. Und an jeden geht der Ruf, dabei mitzumachen– wie es beispielsweise die AR-Reportage



„Festival am Strand" auf den Seiten 88 bis 94 zeigt. Und der beste Gedanke war da wohl, das gemeinsam mit unseren sowjetischen Waffenbrüdern zu tun.
Ich kann und will hier nicht alle Möglichkeiten für die kulturelle und sportliche Gestaltung der Festivaltage in den einzelnen Einheiten nennen, weil ich meine, daß es überall findige Köpfe mit klugen Ideen gibt. Sie gilt es zu nutzen, einzubeziehen. Denn wirklich was los ist doch erst, wenn jeder nicht nur Zuschauer und Konsument ist, sondern selber aktiv dabei. Erst dann stimmt das Wort: Festival ist überall.

☆

Lob und Tadel sind bekanntlich Erziehungsmittel. Das eine dient dem Ansporn, das andere soll eine Hemmung hervorrufen.
Wie ist das zu verstehen?
Wenn Sie einen der Ihnen unterstellten Matrosen loben, so erkennen Sie damit seine Leistungen an. Sie bestätigen ihm, daß er mit dem, was er tut und getan hat, auf dem richtigen Dampfer ist. Folglich hat der Genosse ein Erfolgserlebnis. Das wiederum regt ihn an, den eingeschlagenen Kurs fortzusetzen und sich höhere Ziele zu stellen. Das Lob aktiviert also.
Hingegen schafft der Tadel kein Erfolgserlebnis, sondern hinterläßt eher einen bitteren Nachgeschmack. Denn wer schreit schon „Hurra!", wenn er kritisiert wird? Der Tadel aktiviert also nicht, weil er ja darauf gerichtet ist, das Weitergehen in eine falsche Richtung zu bremsen.
Es wird klar: Wichtiger und wirkungsvoller ist es, sich auf die gezielte Anwendung des Lobes zu orientieren. Nach einer wissenschaftlichen Untersuchung brachte das in der Gruppe, wo nach diesem Prinzip verfahren wurde, eine Leistungssteigerung um 70 %, während die überstarke Anwendung des Tadels in der anderen Gruppe die Leistungen zwar auch steigerte, aber eben nur um 20 %. Und im übrigen: Ich meine, es gibt sicher auch bei Ihnen Tag für Tag mehr Lobens- als Tadelnswertes.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Ohne Weg und Steg

sind im Gefecht die Trassen der Militärkraftfahrer. Die Genossen fahren Munition, Treibstoff, Baumaterial, Verpflegung, Medikamente, Werkstätten, die Stäbe der Truppenteile und deren Nachrichtenmittel. Ihnen ist der rechtzeitige und sichere Nachschub an die kämpfende Truppe anvertraut. Auf die Männer hinter dem Lenkrad muß sich die Truppe verlassen können.









Hauptmann Hillen (oben): „Seine künftige Verantwortung soll der Soldat hinter dem Lenkrad schon in der Fahrausbildung erkennen!" Ob auf der Spurbahnbrücke, auf der Geröllstrecke mit unsicherem Untergrund oder als Notbehelf auf Eisenbahndämmen — überall muß der Kraftfahrer das beweisen.

Wasserdurchfahrt: Beim Ural muß der Fahrer die Kupplungsglocke schließen, den Auspuff verlängern, den Batteriestutzen abdichten, den Keilriemen der Lichtmaschine lockern, den Motor zwangsentlüften und die Jalousien schließen.



Wir wollen niemandem Drükkebergerei unterschieben. Denn der Wunsch, einen der schweren Brummer in der NVA zu fahren, ist ebenso redlich wie etwa Flieger oder Matrose, Artillerist oder mot. Schütze zu werden. Bestätigt die Musterungskommission diesen Wunsch, wird dem künftigen Militärkraftfahrer nicht selten von den anderen mit den Worten auf die Schulter geklopft: „Na, Junge, da haste dir aber einen Lenz ausgesucht!" Nur keine Bange, auch der angehende Militärkraftfahrer läuft sich die Hacken wund, wenn er mit Fußlappen und

Socken nicht umzugehen versteht. Die militärische Grundausbildung ist für ihn ebenso Pflicht wie für den mot. Schützen. Auch er hat seine ganze Dienstzeit hindurch den allgemeinen Ausbildungsnormen seinen Tribut an Schweiß und Anstrengung zu zollen — im Härtetest, an der Sturmbahn, bei der Schutz- und Schießausbildung. Nur soviel davon zur nüchternen Betrachtung der Dinge. Vielleicht werden dabei schon die Illusionen vom „Lenzschieben" beiseite gelegt. Wenn nicht, dann geschieht es während der den realen Forderungen des modernen Gefechts angepaßten Spezialausbildung zum Militärkraftfahrer, über die wir hier aus dem Truppenteil Neugebauer berichten.

Vor der Ausbildung steht erneut die Auswahl. Noch einmal werden die Genossen dem Arzt vorgestellt. Die Maßstäbe sind streng. Auch manch langjährige Kraftfahrer haben vor ihnen schon aufgeben müssen, wenn die Farbtüchtigkeit ihrer Augen nicht mehr ausreichte, sie nicht mehr sicher Rot von Grün unterscheiden konnten.

Wie war es möglich, daß sie bisher sicher gefahren sind? Jede Verkehrsampel enthält diese Farben. Stimmt. Aber in gleichbleibender Reihenfolge: Rot, Gelb, Grün, und Rot ist immer oben. Wie würden sie reagieren, wenn ihnen unverhofft aus dem Dunkeln ein rotes Lichtsignal als grün erscheint? Weiterfahren?

Besondere Bedeutung gewinnt diese strenge Auswahl auch dadurch, daß Militärkraftfahrer zu Personentransporten in der NVA zugelassen sind und ständig Soldaten befördern. Doch ehe sich die Genossen hinter das Lenkrad setzen dürfen, drücken sie nochmals die Unterrichtsbänke. Obwohl sie alle die Fahrerlaubnis der Klasse V in der Tasche haben — ohne sie ist eine Ausbildung und ein Einsatz als Militärkraftfahrer nicht möglich —, müssen sie weitere kraftfahrzeugtechnische Kenntnisse erwerben.

Alle Armeeversionen der Typen KrAZ, Ural, LO, GAZ u. a. haben zusätzliche Bauteile, wie Getriebe für Geländefahrten, Seilwinden, Spills, Sonderbeleuchtungen u. a. Um kleine Reparaturen auf ihren Fahrten selbst ausführen zu können, muß den Genossen der technische Aufbau und die Funktion auch dieser Einrichtungen bekannt sein.

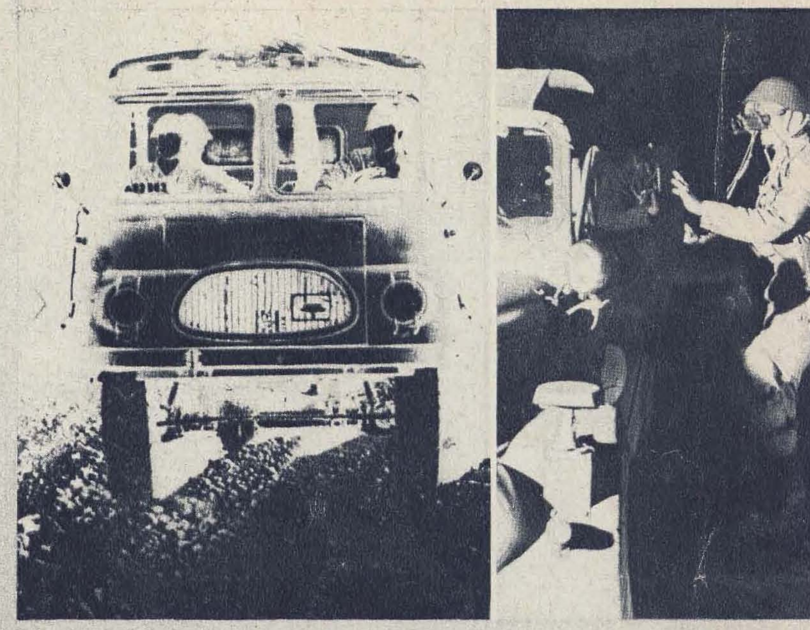
Auf den gebräuchlichsten Typen des Truppenteils Neugebauer, dem Ural und LO, verdienen sich die Genossen danach ihre ersten Sporen. Sie machen Bekanntschaft mit der Fahrschulstrecke, deren Hindernisse und Bahnen zu verschiedenen Fahrübungen kombiniert sind. Auch Gewöhnungsfahrten in dichtem Stadtverkehr stehen auf dem Programm. Sitzen die Genossen hier sicher im Sattel, werden sie in 40 Stunden auf dem Kraftfahrzeugtyp ausgebildet, den sie später in ihrer Einheit fahren.

Elemente der 10., 14. und 16. Fahrübung aus dem Rahmenprogramm zur Ausbildung von Militärkraftfahrern zeigen unsere Fotos. Sie deuten allerdings nur einen geringen



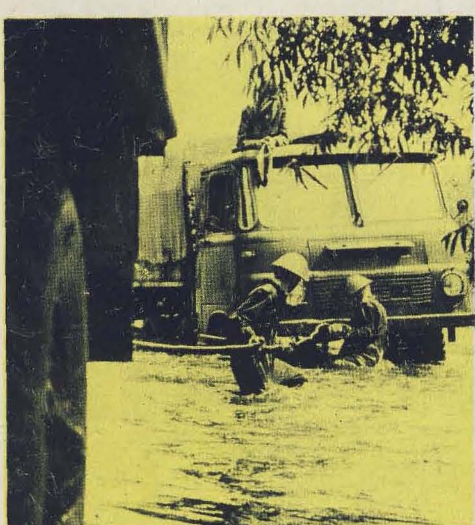
Teil der Belastungen an, denen ein Militärkraftfahrer ausgesetzt ist, denn sie zeigen nur Situationen, die für die Fahrübungen vorbereitet wurden. Doch der Dienst der Soldaten hinter dem Lenkrad steckt voller Überraschungen. In keiner noch so schwierigen Fahrübung können sie simuliert werden, bestätigt Stabsfeldwebel Heinz Zufelde (18 Jahre ist er Fahrlehrer in diesem Truppenteil und als Militärkraftfahrer immer wieder an Truppenübungen beteiligt). Dazu zählt der Stabsfeldwebel vor allem die schnelle Bewegung der Truppen im Gefecht. Erreicht der Militärkraftfahrer von der Versorgungsbasis aus normalerweise die Truppe in ihrem Bereitstellungsraum nach 10 bis 15 Kilometern, so kann sich diese Entfernung, wenn die Truppe angreift oder den Gegner verfolgt, noch während unser Fahrer unterwegs ist, um 20 bis 30 km erweitern. Nicht immer liegen in gleicher Richtung Straßen. Die Fahrt führt dann in unbekanntes, unwegsames Gelände. Wie schnell kann er sich festfahren. Wie kommt er dann wieder heraus?

Bei einem Ural mit Hänger erbringen Eigengewicht und Zuladung eine Last von 22,5 t. Schon das Abkoppeln des Hängers ist dann eine Hun-



Nachtfahrten in Kolonnen sind anstrengend und verlangen diszipliniertes Verhalten bei der Weitergabe von Regulierungszeichen, Einhaltung der Abstände, Lichttarnung sowie der Sicherung der Kolonnen bei Rasten und Halten. Ein Hilfsmittel ist das Nachtsichtgerät. Vor die Scheinwerfer, die auf Fernlicht geschaltet werden, sind ultraviolette Vorsatzgläser angebracht. Das Sichtgerät wird am Stahlhelm befestigt und an den Bildwandler angeschlossen, der die reflektierten Strahlen sichtbar macht. Im Okular erscheint ein fluoreszierendes Bild der Fahrbahn (eventuelle Hindernisse, entgegenkommende Fahrzeuge).





Am Ural des Soldaten Fabig (oben rechts) ist die Wasserpumpe ausgefallen. Als Militärkraftfahrer hat er dem Schlosser vom Wartungspunkt, Soldat Vorwieger (links), zu helfen. Stabsfeldwebel Zufelde (links) übt mit den Genossen das Herausspillen eines abgesackten Ural. Auf dem unteren Bild wird ein festgefahrener LO geborgen.



dearbeit. Gewiß, der Fahrer hat ein Spill am Fahrzeug. Aber was tun, wenn kein Baum in der Nähe ist? Dann kann ihm nur noch der Spaten helfen, wenn er im näheren Umkreis eine feste Bodenstelle findet. Dort muß er ein Loch ausheben, tief und groß genug, damit das Reserverad hineinpaßt und sich so verklemmt, daß sich an ihm das Spillseil fest verankern läßt. Sitzt das Rad fest genug, kann sich daran die Maschine herausziehen. Ohne von dem Schweiß zu reden, können so Stunden verfliegen. Zeit, die der Fahrer wieder aufholen muß durch Verzicht auf Schlaf und Ruhe.

Nicht immer ist es möglich, genügend Regulierungsposten einzusetzen. Einzige Hilfsmittel sind den Genossen dann Geländeskizzen. Unvollständig oft, weil am Morgen keiner weiß, wie und in welcher Richtung sich das Gefecht entwickeln wird. Das, so betont Genosse Zufelde, verlangt vom Kraftfahrer Risikobereitschaft, das Einkalkulieren von Umwegen und eine hohe Disziplin. Dazu ist er herausgelöst aus jeder Ordnung, die seine persönlichen Bedürfnisse betrifft. Ruhezeiten sind fast ausgeschlossen. Beschränkung der Fahrstunden, wie sie jeder Berufskraftfahrer kennt, gibt es nicht. Nur unregelmäßig kann er mit warmem Essen versorgt werden; er nimmt dort, wo er etwas bekommt; kommt er zu früh oder zu spät, geht er mitunter leer aus.

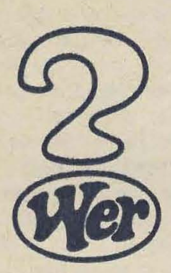
Der Stabsfeldwebel nennt dann einen interessanten Vergleich. So kommen die Anstrengungen an die Augen, Arme und auch Füße bei einer 300-km-Fahrt — die mit den schweren Fahrzeugen im Gelände bis zu acht Stunden dauert — denen eines Eilmarsches zu Fuß von 30 km gleich. Und er fügt hinzu: „Im Gefecht muß jeder seine Leistung bringen. Keiner ist wichtiger als der andere, auch wenn es manchmal anders aussieht."

Es war während einer Truppenübung. Ein Tankwagenfahrer hatte drei Tage lang Kraftstoff für die Panzer gefahren. Die ganze letzte Nacht war er wieder auf Strecke, denn die Entfernung von der Versorgungsbasis war immer länger geworden. Nun war er zeitiger als die Panzer im vorgesehenen Bereitstellungsraum und hundemüde. Er bereitete das Fahrzeug zur Abfüllung vor, legte die Schläuche schon griffbereit aus und schrieb auf die Fahrerhaustür: „Bitte wecken, wenn's los geht!" Dann nahm er schnell eine Mütze voll Schlaf.

Vorbeiziehende mot. Schützen, denen man von den Gesichtern die Kilometer ablesen konnte, die sie während der Nacht marschiert waren, lamentierten: „... so'n Lenz möchten wir mal haben!"

Oberstleutnant Ernst Gebauer





Ganz offensichtlich eine Frage, die die Gemüter bewegt. Aus dem kleinen Häufchen Briefe der ersten Tage ist inzwischen ein ganzer Berg geworden. Grund genug, die Debatte weiterzuführen — mit Beispielen, Meinungen, Forderungen und Wünschen zum Thema. Heute starten wir die zweite Diskussionsrunde. In der dritten, vorgesehen für das Augustheft des Soldatenmagazins, wollen wir dann versuchen, Bilanz zu ziehen. Bis dahin erwarten wir natürlich weiterhin Ihre Briefe.

Wichtigtuer?

Was hat der Offiziersschüler Mehnert gegen UvD's, die ein Auge zudrücken, wenn man mal zu spät vom Ausgang kommt? Ich finde, wenn es nur fünf, zehn Minuten sind und der UvD macht deswegen ein Faß auf, dann ist er in meinen Augen bloß ein Wichtigtuer. Wo bleibt denn da die gute Kameradschaft?
Gefreiter Rainer Kühn

Mit Abstand betrachtet

Für die AR-Diskussion habe ich mal in unserem Reservistenkollektiv herumgefragt. Alle sagen: Das Schönste in der Armee war die gute Kameradschaft.
Stabsgefreiter d. R. Jens Kühl

Der TUS-Hase

Er ist über 1,80 m groß, ein „Langer" also. Ich kenne ihn seit einem Jahr. Damals kam er von der TUS, der Technischen Unteroffiziersschule. In der Uniform der Landstreitkräfte. Hier in unserer Marine-Einheit hatte er zunächst Schwierigkeiten mit den vielen Kleidungsstücken und all den Tricks, die dazu gehören. Wir verstanden uns vom ersten Tag an. Nicht bloß, weil wir beide für unser Leben gern Steaks mit Champignons essen. Es ist die Gemeinsamkeit der Dinge, die wir lieben, hassen mögen oder verachten. Hans-Ullrich Schwalger, Obermaat seines Zeichens, ist ein vorbildlicher Genosse. Auf militäri-



schem Gebiet kann ich noch viel lernen von ihm. Als alter TUS-Hase hat er uns natürlich allerhand voraus. Da kann er hier viel vormachen und viel erzählen. Das sind immer lustige Stunden! Sagen möchte ich noch, daß er mir, dem FDJ-Sekretär, immer hilft, wie und wo er kann. Sei es durch Ideen, Taten oder durch sein grafisches Talent, daß er für die Sichtagitation einsetzt. Und noch eins: Er drückt sich nicht, wie viele andere, wenn es mal darum geht, den Genossen einer anderen Werkstatt aus der Klemme zu helfen. Selbst wenn es nur Transportarbeiten sind!
Maat Joachim Boldt

Kameradschaftskriterium Stubendienst

Er ist eine Ausnahme bei uns. Eine positive natürlich, denn sonst hätte ich keinen Grund, ihn als duften Kameraden zu bezeichnen: Jochen Singer, Gefreiter. Worin er sich von anderen unterscheidet? Darin, daß er sich als EK nicht zu fein ist, den Besen in die Hand zu nehmen und die Stube auszufegen. Woanders ist das zwar in der Theorie (auf dem Plan!) auch so, aber in der Praxis



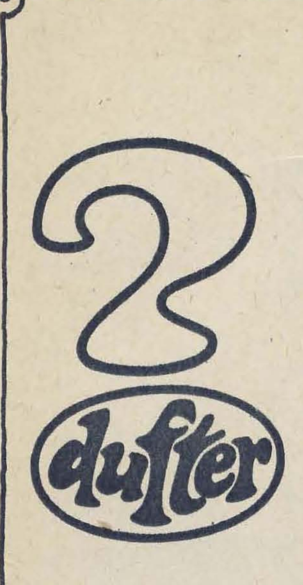
müssen die Neuen ran. Was wunder, daß Jochen von manchen Genossen des 3. Diensthalbjahres deswegen angeödet wird. Nur: Das stört ihn nicht und verleitet ihn nicht dazu, sich gleichfalls irgendwelche „Vorrechte" anzumaßen.
Soldat Uwe Blankenstein

Mann mit Ast?

Ein dufter Kamerad muß bereit sein, für den anderen auch mal seinen Buckel hinzuhalten. Umgekehrt natürlich genauso.
Gefreiter W. Oxter

Matthias „Kaffee" Schreiber

Ihn will ich hier nennen. Als Unteroffizier ist er ein Genosse, der nicht wie ein Stern glänzt, sondern es als selbstverständlich ansieht, seinen Dienst gut zu machen und besonders auch kulturell was zu tun. Bei Diskussionen um Filme, Bücher, politische Probleme und Schallplatten fällt mir immer wieder seine ruhig-überlegende, bestimmte und gekonnte Gesprächsführung auf. Sein unermüdliches Bestreben, die Genossen aus der dann und wann auftretenden Lethargie zu reißen,



brachte ihm die uneingeschränkte Achtung aller ein. Sein Spitzname rührt daher, daß er Unmengen Kaffee verkonsumiert. Für eine Tasse Kaffee läßt er sogar ein Bier stehen. Das sagt vieles.
Feldwebel Hartmut Schulze

Einsatz für das Kollektiv

Ein dufter Kamerad ist der, der an sich selbst zuletzt denkt und sich voll und ganz für das Kollektiv einsetzt.
Soldat Martin Auberg

... er ist nämlich Russe

Vorweg: Wie viele andere Genossen verlange auch ich von einem richtigen Kameraden, daß er für mich und meine Probleme ein offenes Ohr hat und ich mit ihm über alles sprechen kann. Dazu bedarf es einer gemeinsamen Sprache. Warum sage ich das? Deswegen, weil es da mit einem meiner besten Kameraden gewisse Schwierigkeiten gibt. Er ist nämlich Russe, stammt aus Moskau und ist Sergeant in der Sowjetarmee. Nun sind meine Russischkenntnisse leider recht unbedeutend, so daß wir uns sprachlich nur schwer verständigen können. Ausführliche kameradschaftliche Gespräche sind also nicht drin. Trotzdem habe



ich ihn wohl soweit kennengelernt, daß ich sagen kann: Zu Pawel Baschkin könnte ich immer kommen, wenn mich was drückt. Kennengelernt habe ich ihn vor einigen Monaten. Da hatten wir bei uns zum ersten Mal gemeinsame Ausbildung mit den Freunden. Er war mein Gruppenführer, ich sein Stellvertreter. Und ebenso gemischt war unsere mot-Schützen-Gruppe zusammengesetzt. Beeindruckt haben mich an ihm seine Ausbildungsmethoden, seine klaren Forderungen und sein persönliches Auftreten: Hart und streng im Dienst, alles Geforderte selber vormachend, und lustig, ungezwungen in den Pausen. Wenn wir unserem Ziel, „Beste Gruppe" zu werden, ein ganzes Stück näher gekommen sind, dann hat Pawel großen Anteil daran. Seitdem sind wir uns noch öfter begegnet: Bei einer gemeinsamen FDJ-Komsomol-Versammlung, bei einem Besuch der Kunstausstellung in Dresden, als Zuschauer bei einem Fußballspiel unserer gegen die Mannschaft der Freunde und auch bei einem Stubendurchgang, an dem Pawel neben unserem Hauptfeldwebel teilgenommen hat. Wenn es trotz kleinerer Fortschritte auch immer noch sprachliche Verständigungsschwierigkeiten zwischen uns beiden gibt, so hat Pawel doch wesentliche Eigenschaften eines richtigen Kameraden für mich: Er hilft einem, wo er kann, und man spürt, daß er alles mit Herz und Verstand, mit Lust und Liebe, mit Bedacht und Sachkenntnis und mit hohem Verantwortungsbewußtsein tut.
Gefreiter Gerd Barsick

Überlegenheitsfaktor

Es ist für mich sehr interessant, daß viele Soldaten gerade einen ihrer Vorgesetzten als duften Kameraden angeben. Mir scheint, das gehört auch zu dem Neuen, zu dem Sozialistischen an unserer Armee. In den sich hier äußernden Gemeinsamkeiten der Klasseninteressen liegt ein entscheidender Faktor für die Stärke und Überlegenheit sozialistischer Streitkräfte.
Helga Siebenroth

Vier Ansprüche

Kameradschaft heißt in meinen Augen: Offenheit in allem, keine Intrigen, kein Hinter-dem-Rückenreden, Hilfe durch Taten und Kritik.
Soldat Hansjürgen Bohn

... weil sie Vize oder EK sind

Unter guten Kameraden soll sich einer nicht besser dünken als der andere. Beispiel: Da gibt's Leute, die denken, weil sie Vize oder EK sind, können sie sich sonstwas erlauben und die ganze Dreckarbeit auf uns abschieben — auf uns, die wir neu sind, gerade erst drei Monate bei der Fahne.
Soldat Rüdiger Sparr

Ruhig und ausgeglichen

Gelobt seien Ruhe, Ausgeglichenheit und Geduld. Gelobt sei deswegen mein Panzerkommandant. Unterfeldwebel Robar ist keiner, der nur immer herumkommandiert und schreit. Er ist mir und den anderen Genossen eine Stütze, ein geduldiger Helfer und ein verständnisvoller Ratgeber. Kurzum, ein Kamerad.
Gefreiter Thomas Krafft

Sechs AR-Leser sprachen mit Oberst Rudi Mädler und sahen sich in seinem mot-Schützen-Truppenteil um. Sie lernten einen erfahrenen Kommandeur kennen und fanden

ROSEN



Lieben Sie Blumen?

Das schon. Aber wie kommen Sie darauf?

Weil ich hier in der Kaserne, bei unserem Rundgang heute vormittag, so viele gesehen habe. Wieviel sind es eigentlich?

Fünftausend Rosenstöcke. Wenn dieses Interview erscheint, werden noch mal fünftausend dazugekommen sein. Außerdem einige tausend Stiefmütterchen.

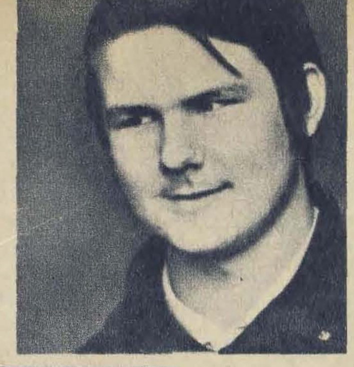
Da sind Sie also gewissermaßen ein militärischer Rosenkavalier?

Das nicht gerade. Ich sage mir: Die Soldaten haben einen schweren und anstrengenden Dienst. Sie leisten unerhört viel, um den zuverlässigen militärischen Schutz des Sozialismus zu gewährleisten und auf diese Weise ihren Klassenauftrag zu erfüllen. Da ist es unsere, der Kommandeure und Vorgesetzten, Pflicht und Schuldigkeit, jede Initiative zu unterstützen, die hilft, das Soldatenleben so weit wie möglich zu verschönen. Also gute Dienst- und Lebens-



Gefreiter Reiner Thiele

Ludwig Fischer, Lehrling





Unterfeldwebel
Gerhard Felder

Sonja Siebeck, Schülerin



für die Soldaten



Frank Reichert, Lehrling



Winfried Nowack, Schüler

bedingungen zu schaffen. Deshalb auch die Blumen.

Und wie ist es mit einem schönen Bild oder einem Bücherbord in der Soldatenstube?
Bauliche Veränderungen billige ich natürlich nicht. Betten- und Schrankbau müssen ebenfalls einheitlich sein. Aber ein schönes Bild, Blumen oder Wandbretter für Bücher tragen doch zur Lebensfreude der Soldaten bei.

Auch Bilder von der Familie oder der Freundin?
Warum nicht? Wir haben festgestellt, daß sie die Kampfmoral keinesfalls untergraben. Im Gegenteil. Wenn ein Soldat nach schwerem Dienst in seine Stube kommt und das Bild seiner Frau sieht, erinnert es ihn daran, daß er verheiratet ist. Das ist auch ab und zu notwendig. Es verpflichtet ihn gewissermaßen, in den 18 Monaten seine Aufgaben ordnungsgemäß zu erfüllen und ein guter Soldat zu sein.

Zahlt sich die Verbesserung der Umweltbedingungen in Ihrem Truppenteil aus?
Ja, das spürt man tagtäglich. Es wächst das Vertrauensverhältnis. Die Einstellung zum Dienst ist besser geworden und damit auch die Leistungsbereitschaft.

Woher nehmen Sie das Geld dafür?
Die Mittel dafür haben wir, vor allem auch mit Hilfe der FDJ-Organisation, im Truppenteil selbst erwirtschaftet. Instandsetzungs- und Erhaltungsarbeiten wurden als Eigenleistungen ausgeführt. Das eingesparte Geld haben wir dann genommen...

Für die Rosen allein?
Natürlich nicht. Wir haben uns ein schönes Sportstadion gebaut und eine Sauna, es für die bessere Ausgestaltung der Kompanieklubs verwendet und im Feuerlöschteich einen Springbrunnen angelegt. Jetzt entsteht aus einem ehemaligen Kohlebunker noch ein Schwimmbassin.

Schwimmt der Kommandeur das selber ein?
Aber klar.

Unabhängig von der Wassertemperatur?
Egal, wie warm oder kalt es ist!

Rosen, Schwimmbassin, Bilder — alles schön und gut. Aber ich habe mir die Aufgaben eines Kommandeurs eigentlich immer etwas anders vorgestellt. Was hat er denn nun wirklich alles zu tun?
Die Umweltbedingungen sind zwar sehr wichtig, aber sie sind tatsächlich nur eine Seite. Als Kommandeur bin ich gegenüber der Arbeiterklasse, ihrer Partei und unserer Regierung voll verantwortlich für die allseitige Gefechtsbereitschaft meines Truppenteils. Diese Verantwortung umfaßt den politsch-moralischen Zustand des Truppenteils, die politische und die Gefechtsausbildung, die militärische Disziplin und Ordnung, die Sicherheit des Truppenteils, den Zustand der Bewaffnung und Ausrüstung sowie die materiell-technische, finanzielle und medizinische Sicherstellung. Und im Gefecht muß ich die mir unterstellten Einheiten so einsetzen und führen, daß sie jeden Kampfauftrag erfüllen.

Wenn Sie für all das allein verantwortlich sind — welche Mittel und Rechte haben Sie da, um diese umfangreichen Aufgaben zu erfüllen?
Mit der hohen Verantwortung ist mir zugleich die ungeteilte Befehlsgewalt über die mir unterstellten Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere übertragen worden. Ich bin für alle Seiten des Truppenlebens verantwortlich und habe das Recht und die Pflicht, entsprechend zu entscheiden. Das nennen wir das Prinzip der Einzelleitung. Sie verkörpert die Einheit von politischer, militärischer, ökonomischer und administrativer Führung. Auf der anderen Seite ist jeder Armeeangehörige durch den Fahneneid verpflichtet, alle Befehle widerspruchslos auszuführen.

Da wird also in der Armee alles befohlen?
Das nicht. Ich kann beispielsweise keinem befehlen, am Wettbewerb teilzunehmen oder die Schützenschnur zu erwerben. Die Bereitschaft, im Wettbewerb — wie jetzt zu den Weltfestspielen — zusätzliche Aufgaben zu übernehmen und dazu konkrete Verpflichtungen einzugehen, muß von jedem selbst kommen. Und zwar aus der Erkenntnis eigener Verantwortung, der Notwendigkeit und gesellschaftlicher Nützlichkeit solcher Vorhaben.

Wer hilft Ihnen, in all den vielen Fragen die richtige Entscheidung zu treffen?
Da sind z. B. die Genossen meines Stabes: Erfahrene Offiziere, von denen etliche die Militärakademie „Friedrich Engels" oder sowjetische Militärakademien besucht haben. Sie sind Spezialisten auf den einzelnen Gebieten. Mit ihnen berate ich mich, um auch in Details die richtige Entscheidung treffen zu können. Aber in erster Linie ist es das Kollektiv der Parteiorganisation, das mich immer wieder mit Kritiken und Hinweisen unterstützt. Ich bin überzeugt, daß man als Kommandeur seine Aufgaben überhaupt nur dann lösen kann, wenn man sich in der Partei der Arbeiterklasse fest verwurzelt fühlt und seine Arbeit als Beitrag zur Verwirklichung ihrer führenden Rolle betrachtet.

Sehen Sie auch in der FDJ eine echte Hilfe für Ihre Arbeit?

Jeder Kommandeur ist gut beraten, der auf die Kraft des sozialistischen Jugendverbandes baut. Was wäre der Wettbewerb zum Festival ohne die FDJ? Wir sind voll auf „Kampfkurs X — wachsam und gefechtsbereit!" und haben uns das Ziel gestellt, zum dritten Mal bester Truppenteil der NVA zu werden. Da hängt eine Menge dran. Die FDJler haben das erkannt. Sie arbeiten nach persönlichen Festivalaufträgen, die sie vor ihren FDJ-Organisationen verteidigt haben. Vor allem sind sie darauf gerichtet, die wissenschaftliche Weltanschauung der Arbeiterklasse zu studieren und den militärischen Klassenauftrag vorbildlich zu erfüllen. Wenn das keine Hilfe ist!

Wie reagieren Sie, wenn Sie von einem Soldaten oder Unteroffizier kritisiert werden?

Mir ist ein Genosse, der offen seine Meinung äußert, bedeutend lieber als einer, der nur immer zu allem Ja sagt. Natürlich darf das nicht in der Antreteordnung oder vor der Erfüllung eines Gefechtsauftrages sein. Der richtige Ort für Kritiken sind FDJ- und Parteiversammlungen. Und wenn ich dort kritisiert werde, muß ich erst einmal schlucken, denn Kritik tut auch mir weh. Dann zähle ich bis zehn oder zwanzig und überlege mir dabei schon, was ich falsch gemacht habe. Auf keinen Fall dürfen aber einem Soldaten Nachteile daraus erwachsen, daß er dem Vorgesetzten zur rechten Zeit und am rechten Ort die Meinung gesagt hat.

Ist es schon einmal vorgekommen, daß ein Soldat dem Kommandeur einen Tip gegeben hat — etwa wie eine Gefechtsaufgabe besser erfüllt werden kann?

Nicht nur einmal. Da hatte z. B. ein Zug einen Sperrknoten, das sind Gräben, Draht- und Minenhindernisse, zu überwinden. Als ich mich mit den Soldaten darüber unterhielt, machte mir ein Genosse den Vorschlag, die Panzer anders einzusetzen, als ursprünglich vorgesehen war, um die Gefechtsaufgabe besser zu erfüllen und gleichzeitig Verluste durch Minen zu verhindern. Für solche Hinweise bin ich immer dankbar. Ich werde sie jederzeit verwirklichen, auch wenn ich mich dabei korrigieren muß.

Wissen Sie auch, wie die Soldaten das Essen in der Kaserne beurteilen?

Gewiß. Ich kontrolliere das jeden Tag. Denn ob man es wahrhaben will oder nicht: Die Einstellung zum Dienst geht zu einem großen Teil auch durch den Magen. Daran mußte ich unsere Köche schon manchmal nachdrücklich erinnern.

Wie schafft der Kommandeur zu einem so großen Kollektiv ein Vertrauensverhältnis?

Es gehört zu meinen Prinzipien, jeden Soldaten, jeden Angehörigen des Truppenteils, egal, welche Dienststellung er hat, spüren zu lassen, daß er in unserem Kollektiv anerkannt, daß er gebraucht wird. Er muß fühlen, seine Gedanken und Hinweise, seine Erfahrungen sind gefragt.

Ist da nicht der persönliche Kontakt zu möglichst vielen Genossen nötig?

Nicht allein. Vor allem anderen kommt es darauf an, daß der Soldat spürt, alle Befehle und Weisungen sind gut durchdacht, der Dienst ist straff organisiert, und es stellen sich dementsprechende Erfolge ein. Natürlich suche ich ständig das persönliche Gespräch mit den Soldaten. Während der Ausbildung, im Gelände. Oder ich gehe eben auch Sonntag vormittag einmal auf die Soldatenstuben. Bei solchen Gesprächen darf man natürlich nicht reglementieren, sondern muß in erster Linie versuchen, zu helfen und zu zeigen, wie man an eine bestimmte Aufgabe herangehen muß, um sie zu lösen. Ich halte es dabei auch so, daß ich nicht nur rein militärische Zusammenhänge erkläre, sondern versuche, die politischen Gründe klarzumachen, warum ich diese oder jene Forderung so und nicht anders stelle.

Also kommt's auch auf den Ton an?

Auf jeden Fall. Die Kommandosprache muß natürlich knapp und bestimmt sein. Sie darf keine Bedenken an der Richtigkeit des Befehls oder gar Widerspruch zulassen. Aber im Gespräch mit den Genossen bemühe ich mich um eine ganz normale Tonlage, in der man eben mit einem Mitstreiter, mit einem Genossen spricht. Natürlich kommt es auch vor, daß ich ab und zu einmal, wenn die Forderungen nicht erfüllt werden, etwas „lauter" werde. Aber das sollte nicht die Regel sein.

Worte und Ton allein schaffen aber wohl doch noch kein Vertrauensverhältnis?

Man muß sich zum Beispiel schon dafür einsetzen, daß die berechtigten Kritiken und Hinweise auch verwirklicht werden. Überhaupt ist die Übereinstimmung von Wort und Tat, von festem Klassenstandpunkt und hoher persönlicher Einsatzbereitschaft, sehr entscheidend. Und wenn der Soldat merkt, er wird von seinem Vorgesetzten so ausgebildet und geführt, daß seine eigenen Anstrengungen bei einer taktischen Übung oder beim Gefechtsschießen Erfolge bringen, dann stellt sich das Vertrauen fast von selbst ein. Sie hätten nur den Stolz in den Gesichtern der Soldaten sehen sollen, als wir vom Minister für Nationale Verteidigung zum zweiten Mal als bester Truppenteil ausgezeichnet worden sind.

Aber es gibt doch nicht nur Erfolge?

Nein, es gibt auch Rückschläge oder Kritiken von Vorgesetzten. Da muß ein Kommandeur auch mal etwas einstecken können, ohne es die Genossen merken zu lassen. Resignation hilft nicht, die Schwächen zu überwinden. Man muß mit Optimismus bei der Lösung der nächsten Aufgaben vorangehen, damit es eben keinen Grund für Kritiken mehr gibt. Auch das gehört dazu, Vorbild zu sein.

Man erwartet ja überhaupt von einem Vorgesetzten, daß er immer und in allem Vorbild ist. Aber kann er das denn? Ist er da als Mensch nicht überfordert?

Vorbild zu sein, ist wirklich manchmal nicht einfach, weil tagtäglich neue Probleme, neue Forderungen an den Leiter eines militärischen Kollektivs gestellt werden. Aber ein Vorgesetzter sollte zumindest immer das Bestreben zeigen, diesen Forderungen gerecht zu werden. Wenn zum Beispiel ein Gruppen- oder Zugführer vor seine Genossen tritt und seine Bekleidung nicht in Ordnung ist, treten bei den Soldaten schon die ersten Zweifel an den Befehlen auf. Das Wichtigste ist jedoch, daß der militärische Vorgesetzte immer seinen festen Klassenstandpunkt zum Ausdruck bringt. Das muß der Soldat spüren. Wenn er von der Grundeinstellung seines Gruppenführers nicht überzeugt wäre, dann würde er dessen Befehle nicht mit der nötigen Energie ausführen.

Wofür fühlen Sie sich bei all den vielen Aufgaben besonders verantwortlich?

Das ist die Herausbildung und Festigung sozialistischer Kampfkollektive. Durch sie wurden ja schließlich und endlich all unsere Erfolge errungen. Gerade bei der letzten Übung unseres Truppenteils hat sich wieder gezeigt, wozu der einzelne in der Lage ist, wenn er in einem festen militärischen Kollektiv handelt. Bei jedem war das Bestreben erkennbar, seinen Genossen — egal ob Vorgesetzten oder Unterstellten — nicht zu enttäuschen. Mancher hat da in meinen Augen Heldentaten vollbracht, vor allem die SPW- und Panzerfahrer auf dem Marsch über mehrere hundert Kilometer.

Welche Charaktereigenschaften schätzen Sie an einem Vorgesetzten?

Ich war ja selbst einmal Soldat, und mir war der Vorgesetzte immer am liebsten, der in allem einen klaren Standpunkt hatte, konsequent in seinen Forderungen war, alles vormachen konnte und zur richtigen Zeit auch mal ein lobendes Wort fand. Das ist manchmal wichtiger als eine Prämie.

... und bei einem Soldaten?

Da schätze ich am meisten, wenn er seinen Dienst diszipliniert und exakt ausführt, wenn er aufgeschlossen ist, mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg hält, und bestrebt ist, durch seine persönliche Initiative das Kollektiv voranzubringen.

Wie sind Sie eigentlich Kommandeur dieses Truppenteils geworden?

Buchstäblich aus der Luft. Den Truppenteil habe ich nämlich zum erstenmal aus 500 Metern Höhe gesehen. Er lag damals weit weg von der Garnison im Gelände, und man flog mich mit dem Hubschrauber dorthin. Nach der Landung habe ich das Kommando übernommen. Das war vor fünf Jahren. Die neunzehn davor betrachte ich heute als Lehrjahre. Ich war u. a. Gruppenführer, Zugführer und Kompaniechef. 1963 habe ich die Militärakademie „Friedrich Engels" absolviert.

Wie steht Ihre Familie zu Ihrem Dienst?

Manchmal macht sie mir zwar auch den Vorschlag, mein Bett gleich in der Dienststelle aufzuschlagen. Aber im Grunde genommen bringt meine Frau sehr viel Verständnis für meinen Beruf auf. Das ist für einen Offizier und Berufsunteroffizier sehr wichtig.

Wollen Ihre Kinder auch einen militärischen Beruf ergreifen?

Ich habe eine Tochter. Sie studiert zur Zeit in Leipzig Bibliothekswissenschaften. Bei einem Jungen hätte ich mir gewünscht, daß er auch die Kommandeurslaufbahn einschlägt. Denn ich meine, es gibt kaum eine Tätigkeit, die so hart, aber auch so schön ist.

Daß sie hart ist, glauben wir alle. Aber warum ist sie schön, was reizt Sie daran?

Sehen Sie sich die Erfolge unserer Republik an. Sie sind nur möglich gewesen unter dem starken Schutz der NVA und unserer Freunde. Schön ist diese Tätigkeit also vor allem deshalb, weil man junge Menschen für die Erfüllung dieser wichtigen Aufgabe zu erziehen und auszubilden hat. Bei ihrem Ringen um hohe Ausbildungsergebnisse kämpft man mit ihnen, man fiebert mit ihnen, man bangt mit ihnen. Und es gibt nichts Schöneres, als dann am Ende des Ausbildungsjahres die Erfolge zu sehen, sagen zu können, daß man die Genossen auf die Verteidigung des Sozialismus ordentlich vorbereitet hat.

Wie entspannt sich der Kommandeur, was machen Sie in Ihrer Freizeit?

Ich male gern, von der Federzeichnung über Aquarelle und Radierungen bis zum Ölgemälde.



Haben Sie Ihre Arbeiten schon mal öffentlich gezeigt?
Nein, aber vielleicht stelle ich sie hier in der Kaserne demnächst einmal aus.

Ist Malen Ihr einziges Hobby?
Nein, ich sammle auch Sportbücher und Bildbände von Gemäldegalerien. Außerdem treibe ich gern Sport — Schwimmen, Laufen und im Sommer werde ich wieder aktiv Fußball spielen.

Wenn Sie gern Sport treiben, erfüllen Sie dann auch dieselben Anforderungen wie die Soldaten?
Bis jetzt habe ich noch immer alles vorgemacht, ob beim Laufen, am Reck oder am Barren. Ich möchte natürlich nicht behaupten, daß ich mit einem 18jährigen Soldaten noch um die Wette laufen kann. Aber wenn der Truppenteil läuft, bin ich bestimmt nicht der Letzte im Ziel.

Sie legen also viel Wert auf Sport?
Das muß man auch. Der Armeedienst verlangt eine hohe Kondition, von jedem einzelnen.

Ich habe vorhin gehört, wie Sie Russisch gesprochen haben. Sind das Schulkenntnisse oder...?
Das meiste habe ich mir durch Selbststudium angeeignet. Und bei unserer engen Zusammenarbeit mit dem sowjetischen „Regiment nebenan" komme ich auch nicht aus der Übung.

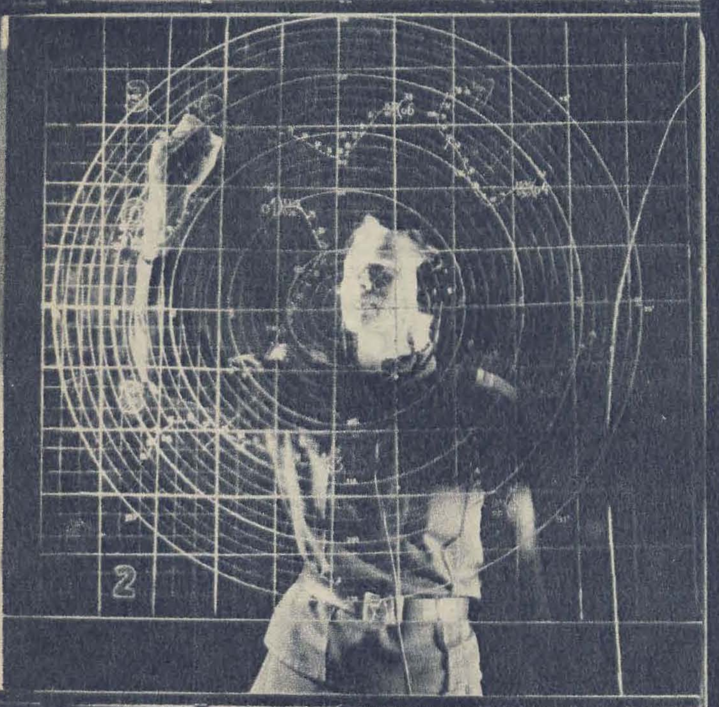
Was bedeutet für Sie eigentlich das Wort Waffenbrüderschaft?
Als Kommandeur sehe ich es als eine meiner wichtigsten Aufgaben an, die Waffenbrüderschaft zur Sowjetarmee ständig zu festigen. Fast alle Angehörigen meines Truppenteils kennen ihren Waffenbruder vom „Regiment nebenan" persönlich. Bei den beiden Kommandeuren und einigen Offizieren reichen die freundschaftlichen Beziehungen bis in die Familien.

Worin drückt sich die Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Truppenteilen aus?
Da gäbe es viele Beispiele zu nennen. Gemeinsame Appelle zu festlichen Anlässen, gemeinsame Parteiversammlungen und vieles mehr. Besonders wertvoll ist aber die gemeinsame Gefechtsausbildung. Da greifen sowjetische Soldaten in einer Gruppe meines Truppenteils an, und mot-Schützen von uns in der Gruppe eines sowjetischen Sergeanten. Oder ein Richtschütze von uns sitzt in einem Panzer, der von einem Sowjetsoldaten gefahren wird. Einer lernt dabei vom anderen. Und wenn mir die Genossen, die in die Reserve versetzt wurden, schreiben oder mich hier besuchen, dann sagen sie immer, das wären die schönsten Stunden ihres Wehrdienstes gewesen.

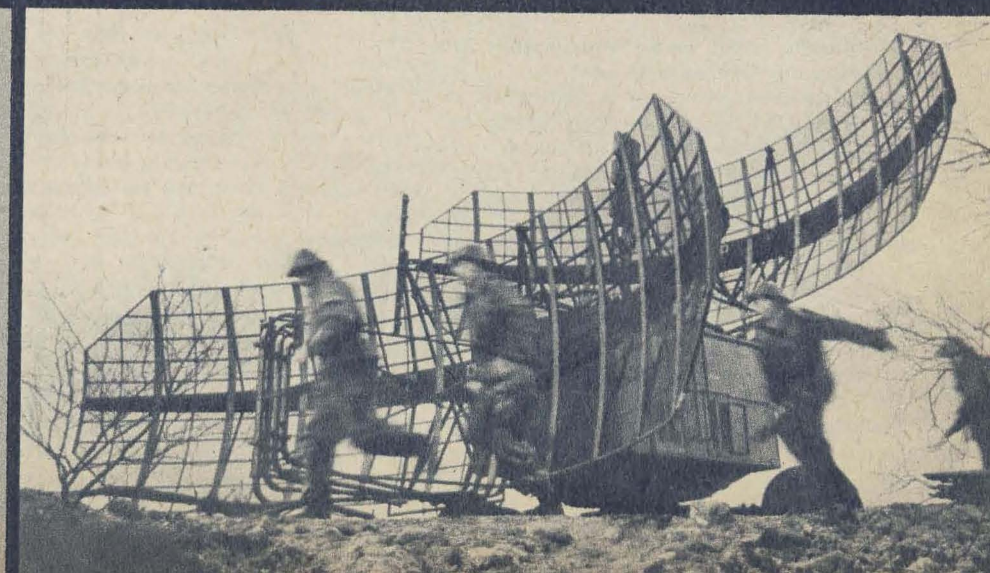
Was haben Sie sich zu den X. Weltfestspielen vorgenommen?
Bei den III. Weltfestspielen 1951 war ich noch selber dabei. Diesmal wird es wohl kaum etwas werden. Aber das tut nichts zur Sache. Ich habe mir vorgenommen, alles zu tun, damit die fortschrittliche Jugend der Welt ihr Festival in unserer DDR-Hauptstadt in Frieden und Sicherheit begehen kann, daß sie ungestört singen, tanzen, sich kennenlernen und gemeinsam beraten kann, wie der Kampf gegen den Imperialismus noch zielstrebiger und erfolgreicher zu führen ist. Ich sehe meinen Festivalbeitrag darin, verstärkte Anstrengungen für den zuverlässigen militärischen Schutz des Sozialismus zu unternehmen. Dafür sind wir alle auf „Kampfkurs X — wachsam und gefechtsbereit!" gegangen.

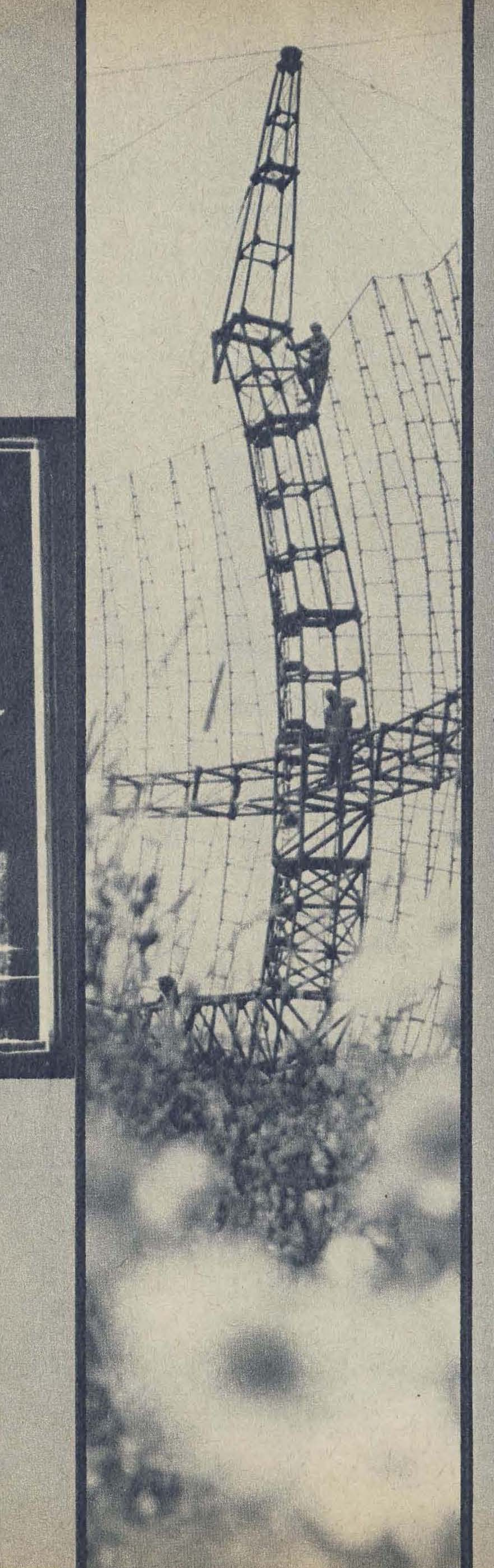


Auch hier: Sowjetisch-deutsche Waffenbrüderschaft in Aktion.









Abseits der großen Städte

kreisen ihre Antennen und schicken gebündelte Energie in die Höhen und Weiten. Drängen ihre Bildschirme Hunderttausende Kubikkilometer Luftraum auf wenige Quadratzentimeter zusammen und verwandeln mit Überschallgeschwindigkeit dahinjagende Flugzeuge in stecknadelkleine, kriechende Punkte. Hier, an den Stationen der Funktechnischen Truppen unserer Luftverteidigung, stehen die Funkorter und Planzeichner, die Elektro- und Funkmeßmechaniker gewissermaßen auf elektronischer Wacht. In kräftezehrendem Gefechtsdienst klären sie Luftziele auf, charakterisieren und begleiten sie — auf daß es keinem Luftgegner gelinge, uns zu überfallen. Dazu senden ihre Stationen elektromagnetische Wellen mit Lichtgeschwindigkeit aus: 300 000 km in der Sekunde. Erfassen sie ein 150 km entferntes Ziel, so beträgt die Impuls-Laufzeit von der Station bis zum Ziel und zurück gerade eine Tausendstelsekunde.
Das sind die Zeitmaße, mit denen hier gerechnet wird.
Hier und bei den Waffenbrüdern im Khaki der Sowjetarmee, der polnischen und tschechoslowakischen, der ungarischen, rumänischen und bulgarischen Volksarmee, mit denen wir im Diensthabenden System des Warschauer Vertrages zusammenwirken.
Tausende Flugobjekte werden so täglich unter Kontrolle gehalten. Von den Genossen an den elektronischen Visieren abseits der großen Städte...

Lordsiegelbewahrer

In einem Buch las ich diesen englischen Begriff. Was ist darunter zu verstehen?
Klaus Schädel, Meißen

Ein hoher Beamter, der die Staats- und Königssiegel aufbewahrt. In Großbritannien hat sich diese aus dem Mittelalter stammende Funktion bis heute erhalten.

Virtuos

Zuhause bin ich der Familienschreck, weil ich ziemlich stark schnarche. Kriege ich da bei der Armee ein extra Zimmer, damit die



Virtuos

anderen nicht gestört werden?
Wolfgang Höhne, Prenzlau

Ein extra Zimmer nicht. Muß es denn unbedingt solo sein?

Was wär' das Leben ohne Skat...

Ist Skatspielen bei der Armee erlaubt?
Klaus Wenzel, Leipzig

Nur zu Dritt und bis zum Zapfenstreich.

Von Stufe zu Stufe

Worin besteht der Unterschied zwischen einer Ernennung und einer Beförderung?
Heinz Thoma, Bleicherode

Die Armeeangehörigen werden zum ersten Soldaten-, Unteroffiziers-, Offiziers- oder Generalsdienstgrad ernannt. Ihre Beförderung erfolgt dann innerhalb dieser Dienstgrade.

Zugeknöpft bis obenhin

Im Heft 2/73 schrieben Sie von Uniformen, an denen 30 silberne Knöpfe waren. Es gab aber noch andere. 1808 befanden sich am Dolman (eine Husarenjacke) 15 Querschnüre, die in der Mitte mit kugelförmigen Metallknöpfen geschlossen wurden und an beiden Seiten nochmal je 15 Knöpfe hatten, zusammen also 45 Knöpfe. Am Offiziersdolman befanden sich 18 Querschnüre mit 54 Knöpfen. Als diese Uniformjacke 1837 verändert wurde, kamen zwei weitere Knopfreihen hinzu. Somit besaß der Offiziersdolman nicht weniger als 90 Knöpfe, die von den Burschen auf Hochglanz gehalten werden mußten. Selbst die Hosen der Kavalleristen hatten zur damaligen Zeit an jedem Hosenbein 24 Knöpfe.
Kurt Wolf, Löbau

POSTSACK



Was wär' das Leben ohne Skat...

Viel beschäftigt

Ich habe schon oft vom Erich-Weinert-Ensemble gehört. Tritt es eigentlich nur vor Soldaten auf oder auch in der Öffentlichkeit?
Sabine Krüger, Dermbach

Sowohl als auch. 1972 kam auf zwei Auftritte vor Armeeangehörigen eine Vorstellung in der zivilen Öffentlichkeit.

Berufsvorbereitung per Brief

Ich bin 14 Jahre alt und möchte später Offizier der NVA werden, bei den Panzertruppen oder als Kfz-ingenieur. Welcher Offizier ist bereit, mit mir in Briefwechsel zu treten, damit ich von ihm für den Offiziersberuf etwas lernen kann?
Uwe Gentzsch, 34 Zerbst, Silberstraße 11

Moderner Troubadour

Ich spiele gern Gitarre. Kann ich die mitbringen, wenn ich eingezogen werde?
Rüdiger Ahrens, Oranienburg

Die Antwort gibt ein Soldatenlied: „Laß die Gitarre nicht zu Haus, wenn's zur Kaserne geht."



Moderner Troubadour

Festivalgäste in Uniform

Werden zu den X. Weltfestspielen auch Armeeangehörige aus den sozialistischen Bruderarmeen nach Berlin kommen?
Stabsmatrose Rüdiger Halm

Mit Sicherheit. In der sowjetischen Delegation werden sich u. a. Kosmonauten und namhafte Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges befinden. Aus der Demokratischen Republik Vietnam und der Republik Südvietnam sind vorrangig Mädchen und Jungen angesagt, die sich im Kampf gegen die USA-Aggressoren bewährt haben. Auch Soldaten des sozialistischen Kuba werden erwartet. Die Festivalteilnehmer der NVA werden diese Gelegenheit nutzen, um die Klassen- und Waffenbrüderschaft mit unseren ausländischen Kampfgefährten weiter zu festigen.

Vor Wachübernahme

In einem Gedicht las ich das Wort Vergatterung. Ich erkläre mir das so, daß es etwas mit Befehl erteilen, Aufträge ausgeben zu tun hat. Ist das richtig?
Ingrid Weigel, Berlin

Im allgemeinen schon. Das Wort ist abgeleitet von „mit einem Gatter versehen". Mit der Vergatterung werden Armeeangehörige aus dem allgemeinen Dienst herausgelöst und für die Dauer der Wache den Wachvorgesetzten unterstellt. Sie werden verpflichtet, eine konkrete Gefechtsaufgabe zu lösen, z. B. Sicherung eines Objektes. Der Begriff umfaßt auch den besonderen Schutz sowie die speziellen Pflichten und Rechte der Angehörigen der Wache. Die Vergatterung erfolgt vor Übernahme des Wachdienstes. Dabei wird u. a. die Dienstbereitschaft der Armeeangehörigen überprüft. Die Vergatterung gilt bis zur Ablösung durch die neue Wache, in der Regel 24 Stunden. Früher wurde sie mit einem Hornsignal verkündet.

Wo kein Sonnenstrahl hinkommt

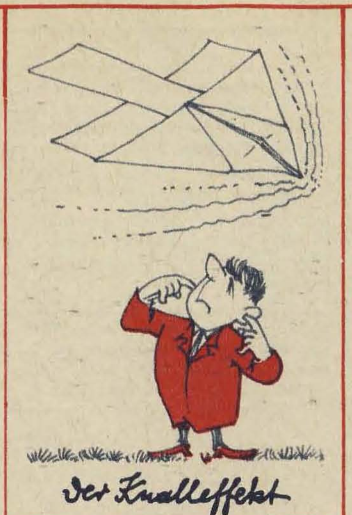
In einem Kriegsbuch las ich von Kasematten. Was ist damit gemeint?
Friedhold Greiner, Lauscha

Der Begriff kommt aus dem Italienischen. Darunter versteht man unterirdische, besonders gesicherte Gewölbe in früheren Festungen. Teils wurden sie auch als Gefängnisse verwendet. Als Kasematten werden auch gepanzerte Geschütztürme bezeichnet, z. B. auf Kriegsschiffen oder in Befestigungen.

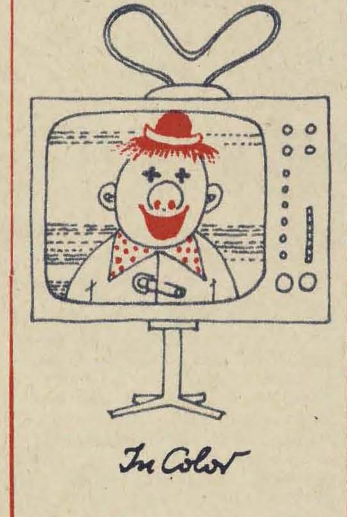
In Color

Mir hat man erzählt, daß es in manchen Kompanien auch Farbfernsehgeräte gibt. Stimmt das?
Harald Jukisch, Brandenburg

Es stimmt. Nach und nach werden alle Kompanien damit versorgt.



Der Knalleffekt



In Color

Der Knalleffekt

Was passiert, wenn ein Flugzeug die Schallmauer durchbricht? Wie kommt der Knall zustande?
H.-J. Schultz, Stralsund

Die Ursache liegt darin, daß sich Luft bei Überschallströmung nicht mehr komprimieren läßt, sondern sich wie Flüssigkeit verhält. Wenn sie einen Körper bei dieser Geschwindigkeit umströmt, treten Stoßwellen auf (Mach'sche Regel). Diese wandern mit dem Flugzeug beim Überschallflug ständig mit. Das Überschreiten dieser Überdruckzone wird vom Beobachter als Knall wahrgenommen. Die Stärke des Knalles hängt hauptsächlich von der Geschwindigkeit und der Masse des Flugzeuges ab. Je größer beide sind, desto stärker der Knall.

Bernau grüßt „Bernau"

Mit einer Delegation besuchte ich die Matrosen unseres Patenschiffes bei der Volksmarine. Wir erzählten von der Vorbereitung auf die X. Weltfestspiele. 9 Jugendfreunde unserer EOS werden dieses Jahr als Offiziersschüler beginnen; für 1974 bereiten sich bereits sechs weitere auf ihr Studium an Offiziershochschulen vor. Wir grüßen die Genossen unseres Patenschiffes und danken ihnen herzlich für ihre Gastfreundschaft.
Irina Ellenburg, Bernau

Abgesägt

Im Postsack 11/72 fragte ein Leser, ob man das Kanonenrohr eines Panzers mit der Handsäge abschneiden könne. Man kann! Wir haben es einmal gemacht, als ich Artillerieoffizier in einer Panzereinheit war. Mit einem neuen Sägeblatt brauchten wir dazu anderthalb Stunden. Die Vorschrift

Soldaten am Schienenstrang

...erleben so allerhand bei ihrem militärischen Dienst als Eisenbahnpioniere, wenn auch nicht gerade die Abenteuer am Schienenstrang des Jack London. Über sie und ihren Alltag berichten wir in einer großen Farb-Bildreportage. Außerdem machen wir Sie im Augustheft bekannt mit:

ar 8/73

Modernen Schützenwaffen
Dem Lehrfach Kultur an der Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung
Dem neuen Film „Heißer Schnee"
Roboter als Planetenforscher

Der Arbeit eines Militärstaatsanwaltes
Luftlandepanzer ASU 57
Dem Pokerspiel des Hugo Stinnes
Prager Präparationen für die III. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen

sah diese Möglichkeit vor, wenn kein anderes Rohr beschafft werden kann. Mit dem Panzer T-34 schossen wir dann auch. Die Schüsse lagen etwas kürzer, aber es ging.
Hauptmann d. R. Paul Erasmus, Raduhn

„Song '73" der Panzersoldaten

Euer Beitrag „Panzer und Gitarren" (3/73) ist ja schon einige Monate alt. Inzwischen hat sich im Truppenteil „Leo Joglches" zur Vorbereitung auf die Weltfestspiele einiges mehr getan. Die Zahl unserer Singegruppen hat sich verdoppelt. Unter dem Motto „Song '73" führten wir einen Abend des politischen Liedes durch. Daran nahmen über 100 Mitwirkende teil. Selbst die Zuschauer machten mit, darunter Komsomolzen unserer Pateneinheit. Alle lernten ein Festivallied. Zu den Darbietungen wurden Ergebnisse im Festivalaufgebot abgerechnet und neue Verpflichtungen übernommen. Wir sind also weiter am Ball.
Oberleutnant Richard Zips

Komödiantisch?

Wir sind Schauspielschülerinnen und möchten gern mit jungen Soldaten in Briefwechsel treten — über Kino und Theater. Das ist wichtig für uns künftige Komödiantinnen. Wer macht mit?
E. Metlem, 2301 Gremersdorf üb. Stralsund

Wellenreiter

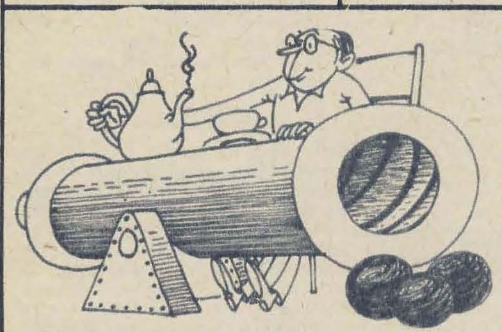
Im Februarheft las ich den Begriff Funkorter. Was hat er zu tun?
Holger Kleine, Masserberg

Funkorter bestimmen mit Hilfe elektromagnetischer Wellen den Standort von Schiffen oder Flugzeugen. Das ist notwendig für die Navigation und für die Überwachung des Luftraumes zur Flugsicherung. In der Armee ermitteln Funkorter auch gegnerische See- bzw. Luftziele, damit sie schnell und wirksam bekämpft werden können.

Waffenarsenal in der Wohnung?

Ich möchte Waffen sammeln. Welche gesetzlichen Bestimmungen muß ich dabei beachten?
Soldat Peter Cornelius

Grundlegende Ausführungen dazu finden Sie in der Schußwaffenverordnung vom 8. August 1968, veröffentlicht im Gesetzblatt Teil II, Seite 699. Danach müssen Erwerb, Besitz und Umgang mit Schußwaffen und Munition polizeilich genehmigt werden. Die Erlaubnis wird nur unter bestimmten Bedingungen erteilt. So muß die betreffende Person u. a. mindestens 18 Jahre alt sein, für den Umgang mit Schußwaffen persönlich und fachlich geeignet sein und verschlußsichere Lagermöglichkeiten besitzen. Der Antrag ist an das zuständige Volkspolizei-Kreisamt zu richten.


Waffenarsenal in der Wohnung?

Kommandeurslob und -dank

Recht herzlich möchte ich mich bei der AR für den mir zugesandten Leserbrief des Soldaten Hans-Dieter Munscher bedanken. Ich habe die Angelegenheit, über die sich der Genosse beschwerte, überprüft und mußte feststellen, daß sich seine unmittelbaren Vorgesetzten nicht um die Klärung seiner persönlichen Probleme sorgten. Die grobe Vernachlässigung in der Arbeit mit den Menschen wurde mit allen Kommandeuren ausgewertet.
Oberstleutnant Bethmann

Immer bereit!

Das Haus der Jungen Pioniere in Reichstädt veranstaltete ein Treffen von Pionierräten aller 6. und 7. Schulklassen unseres Kreises. Die sozialistische Wehrerziehung stand auf der Tagesordnung. Bei dem reichhaltigen Programm unterstützte uns ganz besonders Stabsfeldwebel Heinz Wirrig. Obwohl er genug Arbeit het, sagte er sofort zu. Alle Dankesworte wies er zurück und meinte: „Ist doch selbstverständlich, mache ich gern!"
Oberleutnant d. R. Dehmel, Schmiedeberg

Wenn auch Schweiß floß...

Da ich schon vor der Armeezeit aktiv Sport trieb, machte mir die Ausbildung an der Unteroffiziersschule keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil. Wenn es manchmal auch Schweiß und Mühe kostete, hinterher war man immer glücklich, sich selbst besiegt zu haben.
Unteroffizier Uhlig


Wenn auch Schweiß floß...

Solidarität jetzt erst recht

Die letzte Solidaritätssammlung für Vietnam erbrachte in unserer Kompanie 158,— Mark. Wieviel wurde bisher von den Armeeangehörigen überhaupt gespendet?
Unterfeldwebel Jörke

Insgesamt über 35 Millionen Mark.

Aus allen Richtungen

Berlin ist bereits zum zweitenmal Festivalstadt. Wieviel ausländische Gäste nahmen 1951 an den III. Weltfestspielen teil?
Marion Fritze, Perleberg

26 000 aus 104 Ländern der Erde.

Für jeden etwas

Seit 10 Jahren lese ich die AR und finde sie prima. Mich interessieren besonders die Beiträge „Was ist Sache?" von Oberst Freitag. Ich meine, der Genosse Oberst hat eine gute Einstellung zu den Dingen des militärischen Alltags.
Gefreiter d. R. Karl-Heinz König, Zeitz

Die AR ist nicht nur etwas für Soldaten, sondern auch für solche, die es werden wollen oder schon in die Reserve versetzt wurden.
K. Schulze, Schönfels

Ich möchte Ihnen meine Freude über den neuen Stil der AR ausdrücken. Vor allem die Farbdrucke haben höheres Niveau. Aber auch die aktuelle Umfrage interessiert mich sehr.
Gefreiter Seifert

Der neue Umschlag des Heftes gefällt mir jetzt besser als vorher. Die Fotos lassen sich besser sammeln.
Gerd Fritz, Berlin

Hallo, Gerd!

Ich suche meinen früheren Stubenkameraden Gerd Drescher. Wir waren zweieinhalb Jahre zusammen in Cottbus. Er möchte sich bitte bei mir melden.
Bernd Kays, 728 Eilenburg, Bergstraße 20

Mit Feuerstuhl

Kann ich als Offiziersschüler mein Motorrad in den Standort mitnehmen?
Offiziersbewerber Wolfgang Koetzsch, Halle.

Ja.

Judo-Anleitung

Wir möchten in unserer Kompanie Judo lernen. Welche Literatur könnt ihr uns dafür empfehlen?
Unterfeldwebel H. Timmermann

Die Bücher „Judokampfsport" und „Judo für Fortgeschrittene", beide vom Sportverlag herausgegeben, zum Preis von je 9,90 M.

Diplom in der Tasche

Man sieht jetzt immer mehr Offiziere der NVA mit dem Absolventenabzeichen von Militärakademien oder Hochschulen. Kann ich erfahren, wieviel es bisher sind?
Leutnant d. R. Klaus Schlensog, Weißwasser

Gegenwärtig besitzt jeder vierte Offizier Hochschulbildung. 1966 hatte erst jeder zehnte Offizier eine Militärakademie absolviert.

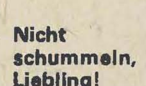
AR-Angebote:

Biete AR-Jahrgänge 1966 bis 1972, pro Jahrgang 10 M, tausche aber auch gegen andere Zeitschriften (Fuwo, Magazin).
Jürgen Ramthun, 214 Anklam, Hospitalstr. 31

Biete AR 9, 10, 11 u. 12/1965, 1, 2, 4 bis 10/1966 sowie 1, 3, 6, 7, 10, 11, 12/1967. Suche dafür AR 3/1966, 1 bis 3/1968 sowie 1 bis 5/1972.
Udo Hopf, 95 Zwickau, Dr.-Külz-Str. 27

IM JULI IN DEN KINOS





Nicht schummeln, Liebling!

möchte man der DEFA zurufen, die einen heiteren Musikfilm über Fußball und Liebe versprochen hatte. Da gibt es irgendwo das kleine Städtchen Sonnethal. Klein, und daher zu klein für die ehrgeizigen Pläne des Bürgermeisters, hat es nichts, aber auch gar nichts, wodurch es von sich reden macht. Ergo muß man hier nachhelfen, so meint jedenfalls das Stadtoberhaupt und läßt den Blick wohlgefällig auf der entwicklungsfähigen Fußballmannschaft des Städtchens ruhen. Das wäre doch eine Möglichkeit: Kreisliga, Bezirksliga, eventuell noch weiter... Nach wichtigen Spielen könnte Sonnethal Gesprächsmittelpunkt sein und mit dem Städtchen auch er, der Bürgermeister — so hofft er wenigstens — und überzeugt seine Stadträte immer wieder, tief ins Säckel zu greifen, um König Fußball zu nähren (sehr zum Nachteil der Kommunalpolitik).
Unversehens aber erwächst ihm in Fräulein Dr. Barbara Schwalbe, der neuen Direktorin der landwirtschaftlichen Fachschule, eine Gegnerin. Zugegeben, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wie aber diese eine Schwalbe andere um sich sammelt, als Konkurrenz für den Herrenfußball eine Damenfußballmannschaft gründet und den vom obersten Stadtvater kreierten Brauch „Für jeden Sieg einen erfüllten Wunsch" ausnutzt, um berechtigte kommunale Forderungen durchzusetzen, das gibt dann doch zu denken und führt zu manchen Auseinandersetzungen.
Natürlich kommt zum Schluß dank Amor und König Fußball alles zu einem glücklichen Ende. Dafür sorgen nicht zuletzt die Darsteller Chris Doerk, Frank Schöbel, Karel Fiala und Dorit Gäbler. Es ist eine Reihe gängiger Musiktitel zu hören. Namen wie Gerd Natschinski, Gerhard Siebholz und Frank Schöbel bürgen dafür. Es wird auch recht lustig getanzt von Balletten aus Leningrad, Berlin und dem Kinderballett „Morena" aus Dresden. Doch nach den beiden vorangegangenen Filmen von Jo Hasler („Reise ins Ehebett" und „Heißer Sommer") hatte man erwartet, daß heitere Kost noch vergnüglicher serviert wird. -Rs-

Apachen ist ein neuer Indianerfilm der DEFA, in dem wir Gojko Mitic als Häuptling Ulzana begegnen.

Die blutige Spur erzählt eine wahre Geschichte aus dem Kalifornien des Jahres 1909. Dieser amerikanische Farbfilm zeigt die gnadenlose Unterdrückung der Indianer.

Die Alten, diese Räuber treiben ihr „Unwesen" in einem Kriminalfilm aus der UdSSR.

Die Brillanten der Frau Susa geben den Sicherheitsorganen in diesem polnischen Film manche Nuß zu knacken.

Der Mann, der den Tod überlebte ist in einer sowjetisch-schwedischen Gemeinschaftsproduktion zu sehen. Dieser Film schildert den Weg eines Mannes, der unmittelbar nach der Revolution mit einem lebensnotwendigen Auftrag nach Schweden fährt.



Paukenschlag Nr. 2

Es geht weiter. Mit Runde Nr. 2 unseres Preisausschreibens. Natürlich können auch die mitmachen, die den 1. AR-Paukenschlag überhört haben sollten. Es geht um eine kleine Vorübung zu den X. Weltfestspielen — zumindest was die hier vorgestellten (und im vorigen Heft anhand von Scherenschnitten zu erratenden) Künstler betrifft. AR sorgte dafür, daß sie mit einer guten sportlichen Kondition zum Festival kommen. Kurz und gut, wir haben sieben Disziplinen des Achtertests (Erklärung folgt auf dem Fuße!) ausgewählt und sie gebeten, sich darin zu versuchen. Wer in welcher gestartet ist, geht aus dem Tipschein hervor. Sie sollen ganz schlicht und einfach raten, wer Ihrer Meinung nach was geschafft hat. Lassen Sie sich aber nicht von den Fotos täuschen: Mancher kann mehr, als es den Anschein hat.

ERKLÄRUNG: Der Achtertest der NVA ist eine erste Bewährungsprobe im physischen Leistungsvermögen der neueinberufenen Soldaten. Da kann nun jeder zeigen, was er drauf hat. Die Mindestforderungen sind:

100-m-Lauf: 14,6 s. Beugen und Strecken der Arme im Liegestütz: 20 ×. Dreierhop auf einem Bein: 6 m. 3000-m-Lauf: 13:20 min. Klimmziehen: 6 ×. Klettern (5-m-Tau): 19 s. Handgranatenwurf: 32 m. Sturmbahn (400 m): 2:40 min.

Nun unsere Frage: Wer von den Künstlern hat diese Mindestforderung erfüllt und wer nicht? Sie brauchen auf unserem Tipschein nur ein Kreuz in der entsprechenden Rubrik („Ja" oder „Nein") zu machen.

Den Tipschein kleben Sie bitte auf eine Postkarte und schicken sie bis zum 30. August 1973 an die Redaktion. Wenn Sie richtig getippt und bei der Auslosung noch etwas Glück haben, können Sie gewinnen:

Name des Künstlers	Disziplin	Ja	Nein
Rainer Süß	Klimmziehen		
Jürgen Zartmann	Tauklettern		
Kurt Demmler	100-m-Lauf		
Thomas Lück	Handgranatenwurf		
Karel Gott	100-m-Lauf		
Gojko Mitic	Dreierhop		
Rolf Herricht	Liegestütz		
Hans-Joachim Preil	Liegestütz		
Thomas Natschinski	Sturmbahn		
Bisser Kirow	Liegestütz		
Lutz Stückrath	Klimmziehen		

1 × 1500 Mark
1 × 1000 Mark
5 × 100 Mark
5 × 50 Mark
25 × 10 Mark

Gojko Mitic:

AR: *Es hat sich herumgesprochen, daß Sie sich zu den Sommerfilmtagen wieder mal auf dem Kriegspfad befinden...*

G. M.: *Ja, in dem Film „Apachen".*

AR: *Als Filmindianer muß man wohl ein Sport-As sein?*

G. M.: *Besser ist es schon, wenn man reiten, schleichen, klettern, schwimmen, laufen und springen kann...*

AR: *Sie müssen also viele klassische Indianertugenden besitzen?*

G. M.: *Sagen wir mal die sportlichen.*

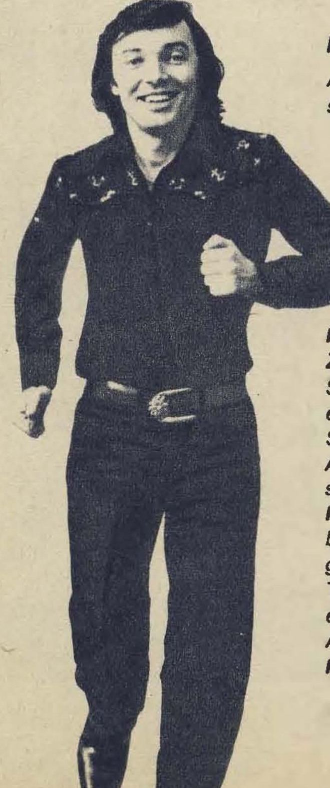
AR: *Sie fahren doch aber gern Auto. Verbiegen solche modernen Mustangs nicht alle guten sportlichen Alltagsvorsätze?*

G. M.: *Bei mir nicht. Ich drehe per pedes regelmäßig im Friedrichshain meine Lauf-Runden wie der „Gelbe Pfeil", arbeite mit Gewichten wie der „Große Bär" und springe über Stock und Stein wie der „Fliegende Hirsch"...*



AR: *...und sehen wie „Weitspähender Falke" den Mühen eines Dreierhops entgegen...*





Karel Gott:

AR: *Sie kommen aus der Stadt der I. Weltfestspiele und sind diesmal Gast zu den X. in Berlin. Was wünschen Sie den Vertretern der Weltjugend?*

K. G.: *Es wird ein großes Fest werden. Ich freue mich sehr, daß ich dabei sein darf. Ich wünsche allen Teilnehmern und besonders der NVA-Delegation viel Freude bei diesem internationalen Ereignis.*

AR: *Haben Sie auch Kontakt zu tschechoslowakischen Soldaten?*

K. G.: *Ich bin oft in Truppenteilen unserer Armee. Vor einiger Zeit sang ich im Manövergelände. Redlich mühte ich mich, die Soldaten in Stimmung zu bringen. Gerade als der Höhepunkt erreicht war, ging die Alarmhupe. Es dauerte nur ein paar Sekunden und ich war mit meiner Gruppe ohne Publikum...*

AR: *Uns ist zu Ohren gekommen, daß Sie auch sehr schnell sind?*

K. G.: *Wenn man ständig von Tournee zu Tournee saust, braucht man schon eine Pferdenatur. Ich halte mich fit durch gelegentliches Fußballspielen; ein Tag monatlich wird für Tennis eingeplant. Hin und wieder schiebe ich auch einen Lauf ein.*

AR: *Und welche Zeit erreichen Sie über 100 Meter?*

K. G.: *------ (Flüstert dem AR-Reporter etwas ins Ohr).*



Thomas Natschinski:

AR: Haben Sie nach dem aktiven Wehrdienst eine kleine Verschnaufpause eingelegt?
T. N.: Dazu war keine Zeit. Das Festival fordert nicht nur meine musischen Geister, sondern auch sportliche Einlagen...
AR: Wie das?
T. N.: Der Fahrstuhl in unserem Haus ist mal wieder defekt. 12 Treppen rauf, 12 Treppen runter. Dazu Proben, Auftritte, Foren...
AR: Das dürfte Ihnen ja nichts ausmachen nach achtzehnmonatiger MKE-Hauskost.
T. N.: Stimmt. Militärische Körperertüchtigung gehörte zu meinem Rhythmus 72/73...
AR: Hatten Sie trotzdem Zeit für musikalischen Weltfestspielrhythmus?
T. N.: Auch unterm Stahlhelm kam mir so manche Idee.
AR: Wie trägt sich das Amt als Mitglied des Festivalkomitees?
T. N.: Ich finde, es belastet (natürlich in positivem Sinne) etwas mehr als der Achtertest für „Armeeanfänger".
AR: Na, dann in diesem Sinne einen sportlich-musikalischen Natschinski-Tusch zum Festival!

Rolf Herricht
Hans-Joachim Preil:

AR: Wie man hört, besteht Ihre Zweiermannschaft schon seit 18 Jahren. Erstaunlich, daß Ihnen da nicht die Luft ausgeht!
H.-J. P.: Na, aber — so, wie wir gebaut sind...
R. H.: Herr Preil, etwas mäßiger bitte. Die Armee will immer gleich alles testen. Mir steckt noch der alte „Reserveheld" in den Oberarmknochen.
AR: Herr Herricht, Sie haben Aufklärertalent — wir wollen wirklich testen... (R. H. wird etwas kleiner und H-J. P. reibt sich unternehmungslustig die Hände).
R. H.: (etwas schüchtern) Ich halte mich fit, indem ich nach zehn Autogrammen immer mal die Hand ausschüttele.
H-J. P.: Aber Herr Herricht, es geht doch nur um ein paar Liegestütze — beugen und strecken der Arme, wobei der Körper vorbildlich in die Länge gezogen sein muß. Der besondere Vorteil: Man kann Liegestütze überall machen. Auch hier!
R. H.: Herr Preil, wollen wir die Übung nicht doch etwas gründlicher vorbereiten? Das ist doch in der NVA auch üblich.
H-J. P.: Nein, wir probieren es sofort...





Lutz Stückrath:

AR: *Wenn Sie sich so durch das Disteldickicht schlagen, wird doch oft die Puste knapp, knapp-sportlich-dialektisch betrachtet?*
L. S.: *Das kann man wohl sagen.*
AR: *Sie rennen außerdem noch als Tobias Bremser durch die DEFA-Gegend, um unzeitgemäßen Zeitgenossen den Spiegel vors Gesicht zu halten. Reicht bei alldem die Kondition?*
L. S.: *Aber gewiß. Ich bin doch ein kerniger Bursche — drei Jahre aktiver Grenzdienst, vom Erich-Weinert-Ensemble mal abgesehen. Auf der Distel-Bühne bekomme ich grundsätzlich die Sportskanonenrollen, wenn gerade welche im Programm sind. Das trainiert doch ungeheuer...*
AR: *Übernehmen Sie sich dabei nicht?*
L. S.: *Ein Muskelkater macht da oft 'nen Buckel. Wirklich! Aber dagegen hilft nur Training, Trai-...*

ar Kleiner Paukenschlag

Die Gewinner des 1. und 2. Preises dieser Runde werden im September für ein Wochenende Gäste der AR sein und einen „Kessel Buntes" im Friedrichstadt-Palast miterleben

---

Bisser Kirow:

AR: *Sie haben bereits Festivalerfahrung. Bei den IX. gehörten Sie schon zur bulgarischen Delegation. Was werden Sie bei den X. in Berlin tun — außer singen?*
B. K.: *Diskutieren, für Kollegen dolmetschen, Autogramme verteilen, bummeln und natürlich von Veranstaltung zu Veranstaltung rennen...*
AR: *Waren Sie Soldat?*
B. K.: *Ehrensache! Ich habe zwei Jahre als Artillerist gedient. Jetzt ist mein Bruder dran. Zur Aufmunterung habe ich ihm ein Lied geschrieben: „Mein Bruder, der Soldat".*
AR: *Was wünschen Sie den Soldaten der NVA?*
B. K.: *Viele Briefe von ihren Mädchen.*
AR: *Mal 'was anderes. Würden Sie sich für AR einen Moment in Ihre Sportausbildung bei der Armee zurückversetzen?*
B. K.: *Gleich hier und so?*
AR: *Ja!*





Rainer Süß:

AR: *Humor und Musike ist bei Ihnen immer drin. Davon konnten sich die Fernsehzuschauer und Staatsopernbesucher oft genug überzeugen. Kann man Ihnen auch Sportliches zutrauen?*

R. S.: *In der Beziehung bin ich kein Durchreißer. Die Arbeit läßt mir wenig Zeit, und ich möchte bei allem ein reales Ergebnis sehen. Sport an sich hat für mich zu wenig Nutzen — also habe ich mich für Gartenarbeit entschieden.*

AR: *Man kann doch aber auf der Bühne beinahe artistische Leistungen von Ihnen bewundern...*

R. S.: *Körperbeherrschung für die Bühne — das hat absolut nichts mit Sport zu tun. Plump darf man natürlich nicht sein, denn gerade Komikerrollen auf der Opernbühne verlangen starkes körperliches Agieren; und dann ist man oft noch mit falschen Bäuchen und mit dicken Kostümen behängt. Das übt mit den Jahren.*

AR: *Die Disziplin „Gartenarbeit" gehört noch nicht zum Achtertest der NVA. Trotzdem — wollen Sie mitmachen?*

R. S.: *Wenn Sie die Teilnahme höher werten als das Ergebnis, gerne...*

Thomas Lück:

AR: *„Guten Abend hier bin ich...", werden Sie, gemeinsam mit Aurora Lacasa, auch während des Festivals singen.*

T. L.: *Aber sicher, Weltfestspiele ohne Schlager — das geht ja nicht.*

AR: *Und es geht nicht ohne Heiterkeit — oder?*

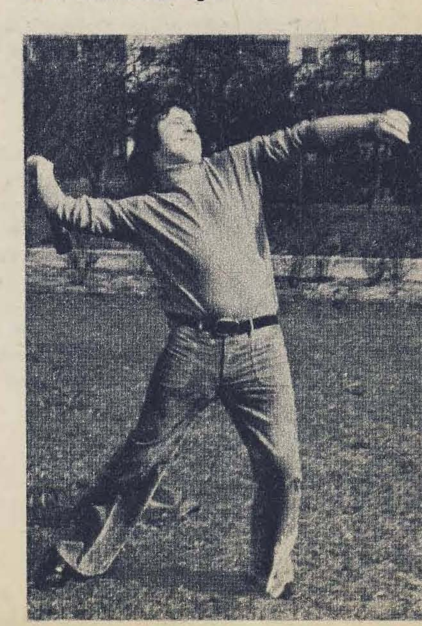
T. L.: *Ich freue mich, wenn das Publikum Spaß hat, auch wenn es über mich lacht. Aber ich habe 15 Kilo abgenommen und will nun Heiterkeit liefern, ohne dick zu sein.*

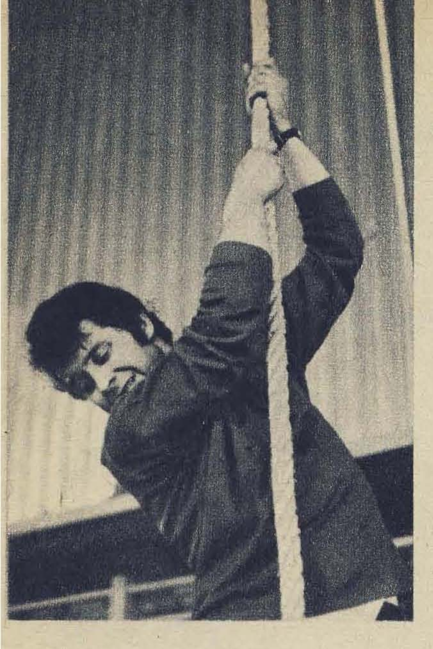
AR: *Haben Sie, um den 15-Kilo-Verlust zu erreichen, regelmäßig Sport getrieben?*

T. L.: *Mein Sport in diesem Falle heißt: FDH. Aber ich mache wenigstens konsequent Frühsport...*

AR: *Ist das noch eine Soldatengewohnheit?*

T. L.: *Eigentlich ja. 1964/65 war ich bei der Armee. MKE und Frühsport wurden da besonders groß geschrieben. Mit Recht, kann ich nach heutigen gereifteren Erkenntnissen sagen...*



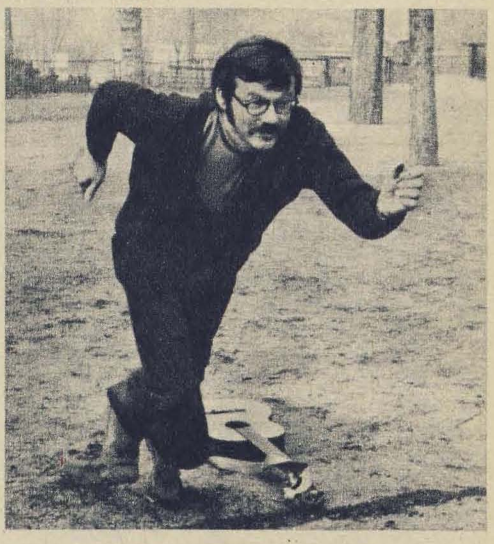


Jürgen Zartmann:

AR: *Als Mitglied des Nationalen Festivalkommitees haben Sie sicher alle Schauspielerhände voll zu tun?*
J. Z.: *Wem sagen Sie das? Aber es macht großen Spaß, an diesem Ereignis aktiv beteiligt zu sein.*
AR: *Wer mit der Jugend im Bunde ist, muß sich eben rühren — und das können Sie anscheinend im weitesten Sinne des Wortes...*
J. Z.: *Sie spielen jetzt sicher auf sportliche Bewegung an?*
AR: *Ja!*
J. Z.: *Da kitzeln Sie mich aber an meiner Achillesferse, denn eine Sportskanone bin ich nicht.*
AR: *Wir dachten an den Artur Becker-Film oder an „Geheimnis der Anden". Da waren Sie doch recht flink auf den Beinen?*
J. Z.: *Na, ja, im Film sieht alles ganz anders aus. Aber rennen, springen, fallen und klettern mußte ich zu den Dreharbeiten auch.*
AR: *Na, also, da brauchen Sie Ihr Filmgelegenheitssportlerlicht keineswegs unter den Scheffel stellen...*

Kurt Demmler:

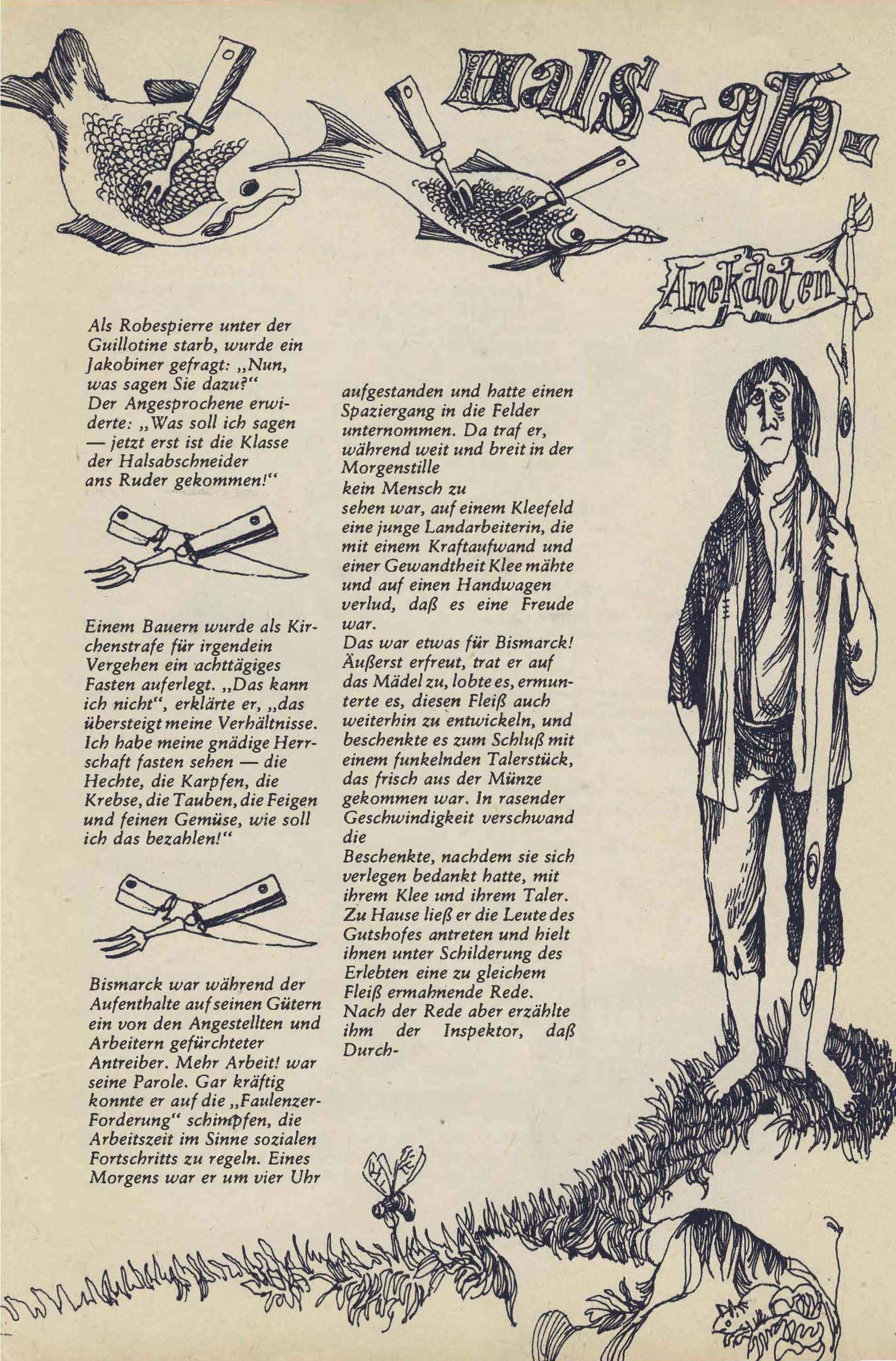
AR: *Sie gehören zur künstlerischen Leitung des DDR-Nationalprogramms zu den X. Weltfestspielen. Haben Sie da als Arzt noch Zeit für Ihre Patienten?*
K. D.: *Man muß das eine tun, ohne das andere zu lassen. Ich bin ja nicht der einzige, der den zeitweiligen Nebenberuf als „Weltfestspielvorbereiter" ausübt.*
AR: *Sie haben ja schon immer vieles nebenbei gemacht...?*
K. D.: *Ja, Ja. Singen, texten, Gitarre spielen und dann war ich auch mal aktiv im Zehnkampf...*
AR: *Ist davon noch etwas zu spüren?*
K. D.: *Klar. Soll ich?*
AR: *Na, dann los!*





Schiedsrichter
dieses Achtertestes war

Dieter Krause — Olympiasieger von Rom in der 4 × 500 m Staffel (Kajak Einer), Weltmeister, dreifacher Europameister und 22facher DDR-Meister



Als Robespierre unter der Guillotine starb, wurde ein Jakobiner gefragt: „Nun, was sagen Sie dazu?“ Der Angesprochene erwiderte: „Was soll ich sagen — jetzt erst ist die Klasse der Halsabschneider ans Ruder gekommen!“

Einem Bauern wurde als Kirchenstrafe für irgendein Vergehen ein achttägiges Fasten auferlegt. „Das kann ich nicht“, erklärte er, „das übersteigt meine Verhältnisse. Ich habe meine gnädige Herrschaft fasten sehen — die Hechte, die Karpfen, die Krebse, die Tauben, die Feigen und feinen Gemüse, wie soll ich das bezahlen!“

Bismarck war während der Aufenthalte auf seinen Gütern ein von den Angestellten und Arbeitern gefürchteter Antreiber. Mehr Arbeit! war seine Parole. Gar kräftig konnte er auf die „Faulenzer-Forderung“ schimpfen, die Arbeitszeit im Sinne sozialen Fortschritts zu regeln. Eines Morgens war er um vier Uhr aufgestanden und hatte einen Spaziergang in die Felder unternommen. Da traf er, während weit und breit in der Morgenstille kein Mensch zu sehen war, auf einem Kleefeld eine junge Landarbeiterin, die mit einem Kraftaufwand und einer Gewandtheit Klee mähte und auf einen Handwagen verlud, daß es eine Freude war.
Das war etwas für Bismarck! Äußerst erfreut, trat er auf das Mädel zu, lobte es, ermunterte es, diesen Fleiß auch weiterhin zu entwickeln, und beschenkte es zum Schluß mit einem funkelnden Talerstück, das frisch aus der Münze gekommen war. In rasender Geschwindigkeit verschwand die Beschenkte, nachdem sie sich verlegen bedankt hatte, mit ihrem Klee und ihrem Taler.
Zu Hause ließ er die Leute des Gutshofes antreten und hielt ihnen unter Schilderung des Erlebten eine zu gleichem Fleiß ermahnende Rede.
Nach der Rede aber erzählte ihm der Inspektor, daß Durch-



laucht leider auf eine der zahlreichen Felddiebinnen hereingefallen sei, die die frühen, einsamen Morgenstunden benutzt habe, um ein besonders fettes Kleefeld abzuräubern.

Als die gegen das revolutionäre Frankreich verbündeten Monarchen nicht zu dem erwünschten Erfolg kamen, wurde Goethe gefragt: „Wie kommt das?" Jener antwortete: „Sie sind eine weltgeschichtliche Epoche im Rückstande."

Die wichtigste Folge der Negerbefreiung in Amerika war die Abwanderung der Neger in die Industriegebiete des Nordens. Hier wurden sie rücksichtslos ausgenutztes, schutzloses Ausbeutungsmaterial für die Kapitalisten. Daß sich die Eigentumsvergehen, zumal unter den zahlreichen arbeitslosen Negern, häuften, ist ebenso begreiflich wie die Gleichgültigkeit der Schwarzen gegen die „Tröstungen der Religion":

Ein Neger kam wegen Diebstahls vor Gericht. „Kannst du lesen?" fragte ihn der Richter. „Jawohl, Herr!" „Und beschäftigst du dich ab und zu mit deiner Bibel?" „Aber gewiß, Herr, ich pflege immer mein Rasiermesser auf ihr abzuziehen!"

Ein Irländer rühmte in London sein Vaterland und führte an, man könne dort einen Truthahn für zwei Groschen kaufen. Als man ihn fragte, warum er denn nicht in diesem gesegneten Land geblieben sei, rief er aus: „Ja, wo soll man aber die zwei Groschen hernehmen!"

Nach 1848 war folgendes Wort im Volk beliebt: „Warum halten die reichen Leute sich eigentlich Ammen?" „Damit die Kinder beizeiten lernen, den Armen das Blut auszusaugen!"



Mangelhaft ausgerüstet, von Entbehrungen und Anstrengungen gezeichnet, kämpften sich „Los Barbudos", die Bärtigen, die Rebellen, ihren Weg frei. Unter Führung der Kommunistischen Partei Kubas wurden sie zu Schöpfern der modernen kubanischen Revolutionären Streitkräfte.
„Batista geflohen!" — Von Millionen Kubanern wurde diese Freudenbotschaft wie das Erwachen aus einem Alptraum empfunden
Eine Woge der Begeisterung umbrandete Fidel Castro und seine Getreuen beim Einmarsch in Havanna am 2. Januar 1959.

In Santiago de Cuba feiert man seit alter Zeit den Karneval ungewöhnlicherweise im Juli. Und so befindet sich die alte spanische Kolonialmetropole der größten Antilleninsel am Morgen des 26. Juli 1953 in einer müden Katerstimmung, als gegen halb fünf Uhr ein Konvoi schwerer amerikanischer Straßenkreuzer fast lautlos durch die konfetti- und papierschlangenübersäten Straßen rollt. Der Festtrubel und die mangelnde Aufmerksamkeit der bis zur Erschöpfung feiernden Karnevalisten, unter ihnen die meisten Offiziere der starken Garnison der Stadt, sind in die Überlegungen der uniformierten Männer in den leise dahinsurrenden Wagen einbezogen. Wird ihr Coup klappen? Alles hängt von einer gelungenen Überraschung ab.
Die Kolonne biegt in die schnurgerade Asphaltstraße ein, die direkt vor die Portale der riesigen Moncadakaserne führt. Zur Rechten der große, menschenleere Exerzierplatz, zur Linken der mächtige Gebäudeblock — mit über 1000 Soldaten. Nur noch wenige Sekunden... dann muß sich alles entscheiden... Es geht um „Vaterland oder Tod!" wie die Widerstandskämpfer gegen den Diktator Batista es als ihren Kampfruf formuliert haben: „Patria o Muerte!"
Bereits zwei Monate vor dem Karneval hatten sie eine kleine Hacienda am Stadtrand von Santiago gekauft und auf ihrem Gelände eine Hühnerfarm angelegt. Die jungen Männer, die sich nach und nach dort einfanden, mußten tagsüber im Haus bleiben. Nur einige, die als „Hacienderos" auftraten, versorgten die Hühner und machten in der Stadt Einkäufe. Unter ihnen war auch die „Patronin" der Hacienda, eine junge, hübsche Frau, die mit ihrem richtigen Namen Haydée Santamaria hieß und nahezu ein ganzes





Der erste Wagen erreicht das Tor III der Moncadakaserne. Lässig tritt der Posten heran. Als er sich zum Fenster hinunterbeugt, herrscht ihn eine scharfe Kommandostimme an:

Haltung vor dem General

Von Gerhard Desombre

Warenlager in die Hacienda schaffen ließ. Gegenüber neugierigen Fragern begründete sie das mit Karnevalsvorbereitungen, so den Kauf einer großen Partie Matratzen für zu erwartende Gäste.
Als sich fast hundert Mann in dem kleinen Farmhaus zusammendrängten, wurde es so eng, daß die restlichen Mitglieder der 165 Mann starken konspirativen Gruppen sich in anderen Quartieren in der Stadt verbergen mußten.
Geheimnisvolle Dinge spielten sich auch um einen alten, ausgetrockneten Brunnen am Farmhaus ab; er diente als Waffenversteck.
Einer der unauffälligen „Hühnerfarmer" begab sich schließlich in die Höhle des Löwen. Der junge Student Pedro Miret suchte den Kommandanten der Moncadakaserne auf und bot ihm ein famoses Geschäft an: die Versorgung der gesamten Garnison mit Eiern. Selbstverständlich unter guter Beteiligung des Kommandanten — so war es landesüblich. Doch die beiden konnten sich nicht so schnell über den Gewinnanteil des Kommandanten einigen, so daß der „Eierhändler" noch einige Male wiederkommen mußte. Er zog die Verhandlungen in die Länge; und bei jedem Besuch erkundete er den weitläufigen Kasernenkomplex ein Stückchen mehr. Am Ende konnte er eine Skizze über die Lage der wichtigsten Objekte anfertigen.
Jedes Mitglied der Verschwörergruppe hat am Morgen des 26. Juli eine solche Skizze als Orientierungsplan in einer Tasche seines Kampfanzuges...
Der erste Wagen erreicht das Tor III der Moncadakaserne. Lässig tritt der Posten heran. Als er sich zum Fenster hinunterbeugt, herrscht ihn eine scharfe Kommandostimme an: „Hal-

tung vor dem General!"
Der Soldat steht augenblicklich stramm, salutiert und läßt den Wagen passieren. Doch er faßt sich schnell und stürzt zum Telefon, um die überraschende Ankunft eines Generals zu melden. Da ist schon der zweite Wagen heran. Er bremst scharf, und heraus springt ein baumlanger junger Mann, um den alarmschlagenden Posten zu überwältigen. Es ist der Anführer der ganzen Aktion, Fidel Castro. Gleich ihrem Kommandeur springen nun aber auch alle anderen Kämpfer aus den Wagen. So kommt das Einfahren der Kolonne in die Kaserne ins Stocken. Schon stürzen die ersten aufgeschreckten Soldaten aus dem Wachlokal, werden mit Schüssen empfangen und schießen ebenfalls.
Obwohl durch das vorzeitig entbrannte Gefecht das Überraschungsmoment nicht voll wirksam wird, gelingt es 45 Rebellen, in die Kaserne einzudringen. Sie besetzen zwei Schlafräume mit rund 70 überraschten Batistasoldaten, die sich kampflos ergeben. Doch mehr kann die kleine Gruppe in der großen Kaserne nicht unternehmen. Sie erwartet fiebernd die Ankunft der zweiten Abteilung, die einen anderen Weg genommen hat. Doch die kommt nicht heran — hat sich verfahren, wie sich hinterher herausstellt.
Planmäßig und erfolgreich verläuft unterdessen eine Parallelaktion zur Besetzung zweier der Kaserne benachbarter Objekte, des Hospitals und des Gerichtsgebäudes. Das Kommando hat hier Fidels Bruder Raul Castro. Er bringt auf dem Dach des Hospitals ein Maschinengewehr in Stellung, um den Kämpfern in der Kaserne Feuerschutz geben zu können. Bei ihm sind auch die beiden einzigen Frauen der Rebellengruppe, darunter die „Patronin" der Hühnerhacienda. Alle starren hinüber zur Kaserne. Als dort der Versuch einer Gruppe, das Waffenarsenal zu erobern, mißlingt, gibt Fidel Castro den Befehl zum Rückzug. Geordnet und die nachdrängenden Feinde unter Feuer haltend, gewinnt der größte Teil der Aufständischen das Freie und kann zunächst in der Stadt sowie in den umliegenden Bergen verschwinden.
Drei Tote hat sie der Handstreich gekostet. Etwa 30 Rebellen sind in die Hände der Batistatgruppen gefallen. In Santiago und Umgebung beginnt eine fieberhafte Jagd nach den Entkommenen, während die bereits Gefangenen grausam gefoltert und zu Tode geschunden werden. Weißbehandschuhte Schergen bringen Haydée Santamaria ein Auge ihres Bruders; ihren Verlobten kastrieren sie.
Am 1. August überrascht eine Streife Fidel Castro und seine engsten Gefährten und nimmt sie fest. Als Fidel im Oktober unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor Gericht steht, sind bereits mehr als 70 seiner Mitkämpfer ermordet. In einem großen Plädoyer (Castro verteidigt sich selbst) analysiert er schonungslos und ohne Furcht vor dem Zorn der Richter und ihres Auftraggebers, Fulgencio Batista, die Lage Kubas und seines Volkes. Er endet mit dem historisch gewordenen Satz: „Verurteilen Sie mich! Die Geschichte wird mich freisprechen!"
Sie verurteilten ihn — zu 15 Jahren und seinen Bruder Raul zu 13 Jahren Kerker.
Doch nur fünf Jahre später, am 2. Januar 1959, steht Fidel Castro erneut vor der Moncadakaserne — als Sieger. Widerstandslos öffnen sich die Tore, und Castro hißt auf dem Dach die rot-schwarze Flagge mit dem Datum 26. Juli. Über zwei Jahre lang hat er mit seinen Gefährten in den Bergen und Dschungeln gekämpft, getreu dem Gelöbnis, sich nicht eher den Bart zu rasieren, bevor der blutige Tyrann Batista gestürzt sei. „Los Barbudos" — die Bärtigen — nannte das Volk deshalb die Rebellen.
Jetzt ist Batista gestürzt. Vor einigen Stunden hat er Kuba verlassen, mit einem zusammengeraubten Vermögen, das auf 300 Millionen Dollar geschätzt wird. Die Soldaten in der Moncadakaserne sind nun ohne „Feldherrn" und haben keine Lust mehr, sich mit den Siegern zu schlagen. Die Kaserne und ganz Santiago sind in der Hand der Männer Fidel Castros.
Zur gleichen Zeit sind seine Kampfgefährten Camillo Cienfuegos, Ernesto Che Guevara und Bruder Raul mit ihren Abteilungen bereits weit im Westen der Insel auf dem Marsch nach Havanna. Ihr Auftrag ist es, einen nach der Flucht Batistas von dessen Generalen geplanten Militärputsch, mit dem jene als die „eigentlichen Revolutionäre" die Macht an sich reißen wollen, zu verhindern. Sie kommen zur rechten Zeit. Den in die Hauptstadt einrückenden Truppen der Rebellen werden kampflos die militärischen Objekte übergeben; und selbst das Personal der Militärmission der USA stellt sich — da es glaubt, es mit einem „ungefährlichen klassischen Umsturz" zu tun zu haben — in Verkennung der Lage „zur Verfügung". Diese Situation gilt es auszunutzen. Um die politische Entwicklung in die Hand zu bekommen, wird Fidel Castro in Havanna gebraucht. Kurz nur ist sein Gruß an die Flagge des 26. Juli auf dem Dach der Moncada; dann eilt er zum Flugplatz, um so schnell wie möglich die Hauptstadt zu erreichen. Er wird dort von einem dichten Spalier Hunderttausender Menschen begrüßt. Selbst Besitzer großer Unternehmen haben Bankette zum Empfang des „neuen Chefs" vorbereitet. Castro ignoriert diese Anbiederungsversuche; und den Rum- und Zuk-



„Schulstadt 26. Juli" heißt die Moncadakaserne heute. Für ihre jüngsten Bewohner klingt der Name Batista etwa so, wie der eines bösen Zauberers aus dem Märchenbuch.

kerfabrikanten dämmert die Erkenntnis, daß der neue Mann nicht ihr Mann ist — zum ersten Mal in der Geschichte Kubas...

Viel ist über Sinn und Zweck des Sturms auf die Moncadakaserne geschrieben worden. Es war, wie es die Kommunistische Partei Kubas später einschätzte, ein halsbrecherisches Abenteuer junger, politisch noch unerfahrener Studenten und Intellektueller. Sie wollten mit der Eroberung der Moncada ein Fanal setzen, das den Beginn eines allgemeinen Aufstandes auslösen sollte. Dazu wollten sie die Waffen des Arsenals der Kaserne an das Volk verteilen. Doch Kuba befand sich noch nicht in einer revolutionären Situation. Auch eine organisierte Aufstandsbewegung fehlte, so daß selbst ein Erfolg des Handstreiches mit Sicherheit nicht zu dem erhofften Aufstand geführt hätte.

Nach der Aktion raste eine von Batista organisierte Terrorwelle über das Land. Doch dem Diktator brachte der Terror keinen Nutzen, sondern nur Haß und Verachtung; und viele, die die Torturen überlebten, gingen später in die Berge zu den Revolutionären...

Wer heute in Santiago vor der Moncadakaserne steht, dem schallt, wenn die Pausenglocke ertönt, der Lärm von 3500 Kinderstimmen entgegen. Die einstige Zwingburg ist in eine Schule umgewandelt worden; und es gilt als besondere Ehre für die Kinder der Arbeiter von Santiago, in der Moncada lernen zu dürfen. Mit einem kleinen Museum, mit Fahnen und historischen Namen für verschiedene Schulobjekte halten die Jungen Pioniere Kubas und ihre Lehrer das Andenken an die Helden des 26. Juli wach. Und natürlich singen sie bei jeder passenden Gelegenheit den weltbekannten mitreißenden Marsch „Adelante Cubanos..."



An der Frostkante



Treffpunkt:
Jonsdorf,
Berghütte der BSG
Motor Robur Zittau.
„Hallo, Siegfried!"
„Grüß dich, Franz!"
„Berg frei!"
Wenig später „peilen"
sie schon den Fels an.
Sportler der Armeesportgemeinschaft Löbau
sind es, genauer:
Kletterer, in Zittau
und Umgebung zu Hause.
Die erste Seilschaft,
Gerd-Rainer Zückert,
der Sicherungsmann, und
Frank Richter,
der Vorsteiger,
klebt schon an der Wand.
Sie sind wieder gefangen
von der Romantik ihres
Sports, vom Abenteuer des
Kletterns, das sie immer
wieder lockt. Aber sind sie
deshalb verträumte
Romantiker,
leichtsinnige Abenteurer?
Das weisen sie mit Recht
weit von sich.
Echte Sportler- und nicht
zuletzt Soldatentugenden
fordert und fördert
der Klettersport:
Körperbeherrschung
und Gewandtheit,
Kraft und Ausdauer,
Mut und Kollektivgeist.
Sie müssen zwar nicht
den (sportlichen) Gegner
im Wettkampf besiegen,
wohl aber immer wieder
sich selbst.

Willst du's nicht auch mal probieren?" Na klar, wollte ich. Aber als ich dann am Fels stand, wurde mir etwas mulmig. Das war ja verdammt steil und hoch. Doch ein Zurück gab's nicht mehr, wollte ich mich nicht blamieren. Werner Bonitz (Bild 1), 32 Jahre alt, Fachlehrer an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann", stellvertretender Sektionsleiter der Felskletterer, zeigte mir als mein Vorsteiger schon, wo's langging am Fels. So schnell konnte ich kaum hinterherschauen. Offiziersschüler Jürgen Müller schnürte mir derweil das Seil um die Brust, daß ich glaubte, es knacken die Rippen. Nicht etwa, um mich daran hochzuziehen. Das wäre sportlich nicht einwandfrei. Nur zur Sicherung, denn Sicherheit ist das oberste Gebot beim Klettern.

Also ran! Da will ich's mal versuchen, „nur mit eigener Körperkraft an natürlichen Haltepunkten und ohne jede Verwendung von Hilfsmitteln", wie es die Regeln für das Felsklettern so streng fordern, den Klotz vor mir zu bezwingen. Vorsorglich hatte man mir eine II aus der Schwierigkeitsskala der Kletterwege ausgewählt. Also einen „mäßig schwierigen" Weg. „Weg" ist eigentlich ein Witz. Das klingt so nach Spaziergang, aber ich hatte schon bei den ersten drei Metern meine Schwierigkeiten...

Inzwischen „starteten" auch die anderen. Oh je, wo die hochkraxelten, pardon, welche Wege die gingen! Auf den Gipfel der „Gratzer Höhle" führte nämlich nicht nur meine simple II. Frank Richter (Bild 2), Gerd-Rainer Zückert, Offiziersschüler Siegfried Moch (Bild 3), der Gefreite Frank Mohr (Bild 4), Klaus Leupold, Bernd Golebiowski und selbst der „Franz" (Franziska Fentzel) (Bild 5) nahmen eine V, VI oder auch die „äußerst schwierige" VII ins Visier. „Natürliche Haltepunkte" sind da oft nur Millimetergriffchen für die Fingerspitzen oder ein Riß in der Wand, in den man gerade noch so die Hand hineinklemmt, daß es die Haut von den Fingern fetzt. Die „Frostkante" ist so eine VII. Frank Richter gab diesem Weg den Namen. Als Erstbegeher stand ihm das Recht der „Namensverleihung" zu. „War das eine Kälte" erinnerte sich Frank, „die Finger sind mir fast steif geworden. Deshalb auch ‚Frostkante'".

Das erste (für mich!) schwierige Stück hatte ich bewältigt. Auf einem kleinen Vorsprung konnte ich etwas verschnaufen. Ich hatte es auch nötig. Was da erst der leisten muß, der eine Neutour wagt! Da gibt es ja noch keinerlei Sicherungen. Nur der Erstbegeher darf vor besonders schwierigen Kletterstellen Sicherungsringe schlagen, aber insgesamt möglichst wenige und mindestens fünf Meter voneinander entfernt. Frank Richter kann ein Lied davon singen: „Als ich den ‚Lindenweg' machte, schlug ich den ersten Ring in 15 Meter Höhe. Zurück konnte ich nicht mehr, und ohne Sicherung weiter, das wäre zu riskant gewesen. Ich hing mit der rechten Schulter in einem Riß. Also mußte ich mit links arbeiten. Eine Stunde brauchte ich in dieser Lage, um den Kronenbohrer fünf Zentimeter in den Fels zu drehen. Nun konnte ich eine Sitzschlinge anbringen und mich etwas ausruhen. Dann ging's weiter: mit Hammer und Bohrer das Loch vertiefen, dann die Schulter wieder in den Riß, den Bohrer heraus und den Ring hineinschlagen. Dann war ich aber fix und fertig." — Ich glaubte's ihm.

Aber trotz sorgsamster Sicherung passiert es, daß der Fels den Kletterer „abwirft". Wenn ein Griff wegbricht, oder wenn die „Nähmaschine rattert", das heißt, wenn die Beinmuskeln durch zu hohen Kraftverschleiß unwillkürlich zu zittern beginnen.

„Fliegen gehört zur Grund-


2





1

4

5

3

schule des Kletterns", meinte Jürgen Müller, und Werner Bonitz erzählte von einer zweistündigen „Flugschule", die er durchmachte: „Mir fehlten zwei Zentimeter, um mit der Hand in einen Riß zu kommen. Achtmal hab ich's versucht, achtmal bin ich geflogen. Und das waren immerhin vier, fünf Meter. Beim neunten Mal hat's endlich geklappt. Die blauen Flecken und Abschürfungen spürte ich erst danach."

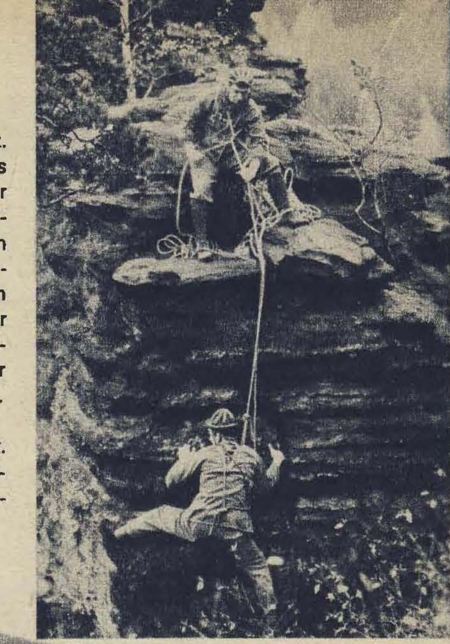
Wieviel Selbstüberwindung und Mut brauchte er da, aber natürlich auch die richtige Einschätzung des eigenen Könnens. Ist der Weg zu schaffen, wie hoch ist das Risiko? Mut und Leichtsinn sind verschiedene Dinge...

Ich hatte jetzt einen Kamin vor mir. Rücken und Hände an die eine Wand, die Füße an die andere, dann langsam hochdrücken. Nur nicht abrutschen! Aber Werner Bonitz hatte mich ja für alle Fälle an der „Strippe". Ich merkte selbst, was sie mir immer wieder gesagt hatten: Felsklettern ist eine kollektive Aufgabe, da muß sich einer auf den anderen verlassen können...

Und die ASG-Kletterer sind ein prima Kollektiv. Unter ihnen als einziges Mädchen Franziska Fentzel, die voll gleichberechtigt mit den Jungen klettert. „Die Franzi ist in Ordnung", sagen die anderen, und „alle sind dolle Kameraden", meint sie. Obwohl sie jetzt Studentin in Berlin ist, gehört sie nach wie vor zur ASG, genau so wie Uwe Lehmann, der als Unteroffizier auf Zeit an einer Unteroffiziersschule dient.

Meisterkletterer gibt es in der ASG Löbau, aber keine Stars. Auch Frank Richter, Horst-Falko Wenzel, Klaus Leupold und Werner Bonitz, um nur einige ihrer Asse zu nennen, fühlen sich nicht als solche. Viele von ihnen kletterten schon als Jugendliche in der

ASG und nahmen an den seit 1969 alljährlich unter der Regie von Werner Bonitz stattfindenden zentralen „Treffen junger Bergsteiger" teil. Heute kümmern sie sich ihrerseits um die Kinder, trainieren mit ihnen (vor allem Werner Bonitz, Frank Richter und Gerd-Rainer Zückert, der Sektionsleiter). Talente wachsen so immer wieder, wie der 12jährige Thomas Seeliger oder die Brüder Gerd (12 Jahre) und Alf Urban (10). Stolz tragen sie das ASV-Abzeichen am Anorak. „Eine dufte Truppe", das sagen auch die Gemeindeväter von Oybin, wenn die ASG-Kletterer für die Urlauber ein Demonstrationsklettern veranstalten, oder wenn sie am Berg Oybin Bäume fällen oder ausästen, die die Aussicht versperren und an die man nur felskletternd gelangen kann...
Endlich oben.
Ich hatte den Gipfel erreicht. Werner Bonitz hatte mir gesagt: „Es gibt keinen ernst-



haften Kletterer, der nicht irgendwie etwas Angst hat." Na, dann war ich ein ernsthafter. Aber ich fühlte auch ein bißchen das, was Frank Richter für alle seine Sportfreunde ausgedrückt hatte: „Klettern ist herrlich, man ist so frei, so eng mit der Natur verbunden. Und hat man einen schweren Weg geschafft, fühlt man sich bestätigt. Man hat sich selbst überwunden." Und darauf kommt's vor allem an.

Oberstleutnant Günther Wirth



Andere Städtchen



Ist das ein Problem
für Soldaten
und ihre
Freundinnen?
Wie ist
das mit Liebe,
Treue, Vertrauen?
Wie „grundsätz-
lich" muß man
dieses Thema behandeln?
Wer könnte vielleicht
dazu etwas sagen?
Da erinnerte ich mich
eines guten Bekannten
und schrieb einen Brief.
Und siehe da,
die Antwort ließ nicht lange
auf sich warten.



andere Mädchen?

Genossen
Rudi Strahl, Schriftsteller
115 Berlin, Ahornallee 5

Lieber Rudi!
In Verfolgung des komplizierten Themas „Andere Städtchen, andere Mädchen" kam ich auf die glückliche Idee, die grundsätzliche Beantwortung obiger Frage Dir zu überlassen. Meines Erachtens prädestiniert Dich dafür sowohl Deine langjährige Volksarmee-Vergangenheit in diversen „anderen Städtchen" als auch Dein freundlich-tolerantes Verhältnis zur Sache als Zeitgenosse, Mensch und Dichter. Hoffend, in aller Kürze längere Ausführungen (140 Zeilen a 43 Anschläge) von Dir zu erhalten, grüßt Dich herzlich
Dein alter Freund

Günter Wirth

Rudi Strahl
115 Berlin, Ahornallee 5

An die Redaktion „Armee-Rundschau"
Genossen Oberstleutnant Günther Wirth

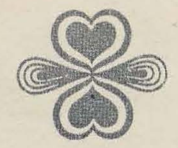
Lieber Wibbel!
Herzlichen Dank für Deinen Brief. Ich erhielt ihn bei bester Gesundheit und schönstem Frühlingswetter; kein Wunder, daß mich das Thema „Andere Städtchen, andere Mädchen" geradezu entzückte (sei es auch nur, um auftragsgemäß darüber nachzudenken und die erbetenen „längeren Ausführungen" anzufertigen). So setzte ich mich unverzüglich an den Schreibtisch, um frohen Herzens mit der Arbeit zu beginnen. Ausgehen wollte ich von der Feststellung, daß schon die anmutig gereimte Überschrift eine Tatsache von zwingender Logik postuliert; kein Mensch — so wollte ich behaupten — könne ihr ernstlich oder auch nur im Spaß widersprechen: es läge einfach in der Natur anderer Städtchen, daß es in ihnen andere Mädchen gäbe!
Damit freilich wäre erst eine Feststellung getroffen, die jedes Einwohnermeldeamt ebenso exakt hätte treffen können; die Einmaligkeit des menschlichen Individuums läßt diesbezüglich selbstamtlicherseits keine Zweifel zu. Also folgerte ich, daß Dir und der Armee-Rundschau weniger an einer Bestätigung des nüchternen Sachverhalts als vielmehr an einer heiter-poetischen Apostrophierung des alten Sprichworts gelegen wäre; natürlich auch unter militärischem Aspekt, wie Dein Hinweis auf meine soldatische Vergangenheit erkennen ließ. Nun ja, da hätten sich mindestens ebenso viele freundliche Bezugspunkte finden lassen wie in meiner jetzigen zivilen Existenz (man reiste als Soldat, man reist als zeitgenössischer Dichter.) Doch just als ich beginnen wollte, teils in Erinnerungen zu schwelgen, teils neuere Erkenntnisse zu äußern, gewahrte ich das Fragezeichen hinter der Überschrift. Ich stutzte, denn plötzlich las sich das liebenswürdig-unverfängliche Wortspiel wie eine bohrende Gewissensfrage: „Andere Städtchen, andere Mädchen?"
Ich las Deinen Brief noch einmal und erkannte bestürzt, daß ich mich viel zu voreilig ans Werk hatte machen wollen, ja, daß ich angesichts des Fragezeichens sicher gar nicht imstande bin, Deinem Wunsch nach „grundsätzlichen Bemerkungen" nachzukommen!

1. Was ist Ihre Meinung, trifft der Spruch „Andere Städtchen — andere Mädchen" auch auf Soldaten zu?	Mädchen	Soldaten
a) ja, auf Soldaten besonders	—	12 (24%)
b) ja, aber nicht häufiger als auf andere junge Leute	48 (96%)	28 (56%)
c) nein, auf die Mehrzahl der Soldaten nicht	2 (4%)	10 (20%)
2. Wie soll ein Paar (junger Mann und Freundin) sein Verhältnis gestalten, wenn er Soldat wird?		
a) Schluß machen, da es ja doch keinen Zweck hat	—	3 (6%)
b) heiraten, um sich fest zu binden	1 (2%)	1 (2%)
c) zusammenbleiben wie bisher, einander vertrauen	49 (98%)	46 (92%)
3. Wie, glauben Sie, wird sich in der Mehrzahl der Fälle die zeitweilige Trennung durch den Wehrdienst auswirken?		
a) sie werden sich untreu werden, denn Gelegenheit macht ja bekanntlich Liebe	—	3 (6%)
b) zwar nicht unbedingt untreu, aber einander fremd, und ihr Verhältnis wird gefährdet	15 (30%)	17 (34%)
c) sie bleiben einander treu, die Trennung ist ein Prüfstein der Liebe, die dadurch eher größer wird	35 (70%)	30 (60%)
4. Wie würde es bei Ihnen persönlich ausgehen, wie würden Sie selbst handeln?		
a) wie 3a (untreu)	—	3 (6%)
b) wie 3b (sich fremd)	6 (12%)	17 (34%)
c) wie 3c (treu)	44 (88%)	30 (60%)
5. Was erwarten oder verlangen Sie von Ihrem Partner, wie er sich in dieser Zeit der Trennung gegenüber dem anderen Geschlecht verhält?		
a) nicht allein aus- oder tanzengehen, keinerlei Beziehungen zu einer(-m) anderen aufnehmen.	1 (2%)	3 (6%)
b) tanzen und sich unterhalten ja, aber nicht mehr	30 (60%)	30 (60%)
c) auch nach Hause bringen (sich nach Hause bringen lassen), ein Kuß vor der Haustür, warum nicht, aber daraus darf sich nichts entwickeln	16 (32%)	10 (20%)
d) ich denke mir: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß	3 (6%)	7 (14%)

Was in diesem Zusammenhang meine Volksarmee-Vergangenheit betrifft — Du weißt doch, alter Freund, daß sie in eine Zeit zurückreicht, als beispielsweise der ASK mit Dir als Kapitän noch DDR-Fußballmeister wurde, also: lang, lang ist's her! Und damals stand gewiß auch die Frage „Andere Städtchen, andere Mädchen" militärpolitisch ganz anders, beziehungsweise habe ich sie als junger Einzelkämpfer gar nicht als Frage erkannt (geschweige denn als „kompliziertes Thema"). Wohin mich das Schicksal in Form zahlreicher Versetzungsbefehle auch verschlug — überall habe ich die erwähnte Tatsache einfach als solche registriert und mich ihrer schon beim ersten Ausgang erfreut. Das änderte sich auch nicht, als ich in treuen Diensten zum Unteroffizier, Feldwebel und Leutnant avancierte und fortwährend in „andere Städtchen" versetzt wurde. Freilich war ich damals weder verlobt noch verheiratet, wozu man seinerzeit überhaupt erst ab Hauptmann aufwärts neigte.
Aber nicht allein deshalb hielten sich — wenn einen das Versetzungsschicksal abermals ereilte — Abschiedshudelei und Ankunftseinsamkeit in halbwegs erträglichen Grenzen; oft vollzog sich die Fluktuation junger Kader rascher als manche Gefechtsübung. Da war man — rein mädchenmäßig — in A. vielleicht noch gar nicht zum Zuge gekommen, wenn man schon in dem nach B. saß (um, kaum dort angelangt, stehenden Fußes nach C. in Marsch gesetzt zu werden). Und eigenartig: Je beweglicher die Truppe war, desto mühseliger wurde, symbolisch ausgedrückt, der Kampf um Festungen, die nicht fallen wollten. Noch heute, wenn ich nach Dessau oder Erfurt, Frankenberg oder Mühlhausen komme (weitere Ortsangaben unterlasse ich nur aus Geheimhaltungsgründen), denke ich in stiller Wehmut an alles das, was da oder dort oder anderswo hätte passieren können!
Andere Städtchen?
Jede Menge.
Andere Mädchen?
Na Hilfe!
Glaube mir, Wibbel, daß ich mich absolut nicht aus Bequemlichkeit um die „längeren Ausführungen" drücken will. Neben dem Mangel an profunden eigenen Erfahrungen zum Thema fürchte ich auch, seine „Kompliziertheit" nicht recht zu erfassen. Ich wundere mich ja schon, wenn ich „Unter vier Augen" in der JUNGEN WELT von den Konflikten fünfzehnjähriger Oberschüler lese. Da würden die jungen Soldaten vielleicht bloß feixen, wollte ich in Euren Spalten Rulo Melchert Konkurrenz machen.
Aber vielleicht weiß der sogar in militärischen Herzensangelegenheiten Rat?
Nun appellierst Du freilich auch an meinen gegenwärtigen Status als Zeitgenosse, Mensch und Dichter. Daß ich also allgemeinere Bemerkungen zur Sache äußern könnte. In der Tat befasse ich mich in meinen Büchern und Theaterstücken gar nicht selten auch mit dem genannten Sachverhalt („Andere Städtchen, andere Mädchen"). Aber da versuche ich eben immer ohne Fragezeichen auszukommen, denn ich finde, daß selbst ein außergewöhnlicher Zustand bei entsprechender Häufigkeit als Normalfall zu betrachten ist. Alle erdenklichen Leute haben mit den möglichen Anfechtungen unseres Wortspiels fertigzuwerden: Außenmonteure und Innenausstatter, Fernfahrer und Sportreporter, Staatssekretäre und Finanzrevisoren — und sogar ich. Da verteilt sich die vermeintliche Kompliziertheit des Problems doch quasi auf Massenbasis!
Übrigens bist Du als Fußballer ja auch ganz schön herumgekommen. Wie war's denn eigentlich bei Dir?
Aber habe Verständnis, daß ich mich der „grundsätzlichen Bemerkungen" entschlage. Trotz angestrengten Nachdenkens vermag ich nicht einmal mahnende Ratschläge zum tunlichen Verhalten in anderen Städtchen, bei anderen Mädchen zu finden. Nur eins hielte ich für gänzlich unvertretbar: sie zu ignorieren. Vielleicht kannst Du wenigstens diesen letzten Satz als Beitrag für eine Umfrage verwenden.
Mit besten Grüßen

Dein alter Freund

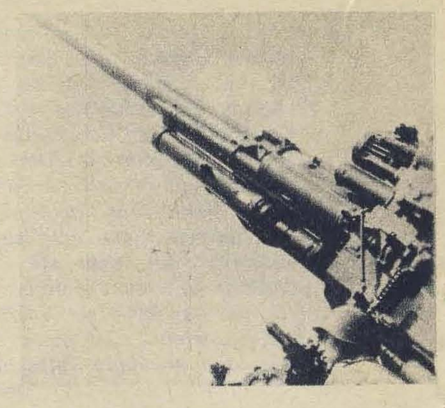
Rudi



Na prima, Rudi, vielen Dank. So ganz und nur „grundsätzlich" wollte ich's durchaus nicht haben. Wie konnte das denn anders sein: Ein Rudi Strahl behandelt das Thema natürlich auf seine Art — freundlich-heiter, etwas unernst-ironisch. Ich glaube schon, daß so eine Schriftstellermeinung die jungen Leute interessiert. Daß die aber auch ihren eigenen Standpunkt, ihre eigenen Erfahrungen haben und dabei die Frage so ernst wie nötig und so tolerant wie möglich betrachten, erfuhr ich, als ich 50 Mädchen zwischen Sechzehn und Neunzehn sowie 50 Soldaten ein paar Fragen stellte und, wie aus der Tabelle ersichtlich, durchaus, „grundsätzliche" Antworten erhielt.



Schwere Flak der rumänischen Luftverteidigung
Im System der Luftverteidigung der SRR nimmt die schwere Flak (Kaliber über 100 mm) einen wichtigen Platz ein. Sie ergänzt die Fla-Raketen beim Bekämpfen von Luftzielen in großen Höhen. Die Geschütze sind mit elektronischen Feuerleitgeräten gekoppelt, können aber auch mechanisch gerichtet werden.



Motorsegler M-17
M-17 „Universal" heißt das zweisitzige Motor-Segelflugzeug aus der ČSSR. Es dient der Elementarschulung junger Flieger sowie der Gewöhnung an den Motorflug und findet in der Wehrsportorganisation der ČSSR, der SVAZARM, Verwendung. Seine wichtigsten Daten lauten: Spannweite 17 m; Länge 8 m; Flugmasse 580 kg; Höchstgeschwindigkeit 180 km/h; Gipfelhöhe 5000 m; Reichweite bei 150 km/h Geschwindigkeit 450 km. Motor: 45-PS Walter Mikron III.





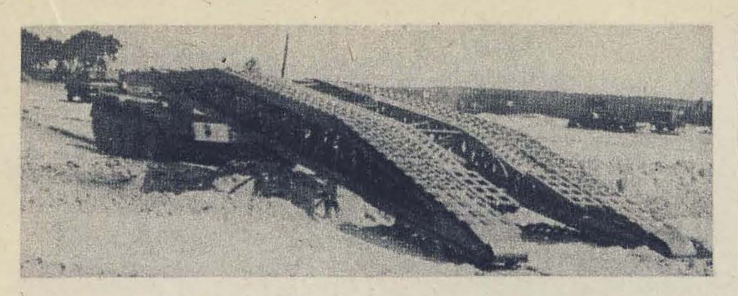
„ZUK" in aller Welt
Der Eintonner aus Lublin hat sich unter verschiedenen klimatischen Bedingungen — z. B. in den Eisregionen der UdSSR und auch in afrikanischer Tropenhitze — bewährt. Über 10 000 dieser leichten Transporter exportierte die VR Polen allein im vergangenen Jahr unter anderem in die ČSSR, die Mongolische Volksrepublik, nach Bulgarien, Syrien, Tunesien und Pakistan.

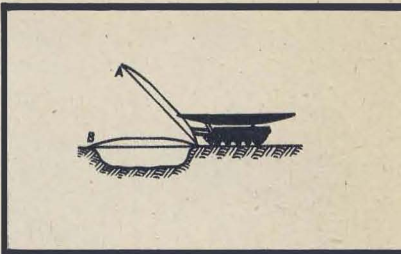




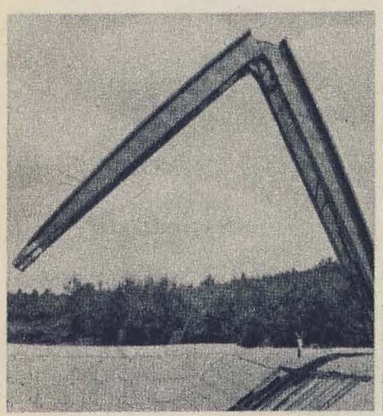
Rakete auf der Wurfgranate
Neuerer der Polnischen Armee entwickelten eine neuartige Übungsmunition für Granatwerfer. Sie ermöglicht, die mit einem Aufsatz versehene Granate mehrmals zu verwenden. Der Aufsatz ist eine kleine pyrotechnische Rakete, die sich nach der Abgabe des Schusses von der Wurfgranate löst und allein ins Ziel fliegt. Die Granate selbst bleibt im Rohr.

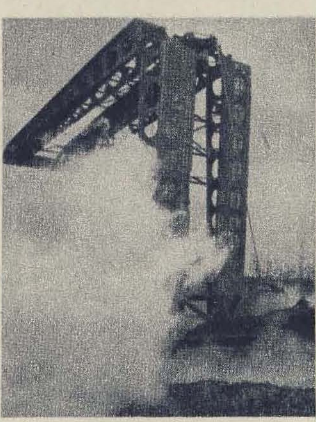






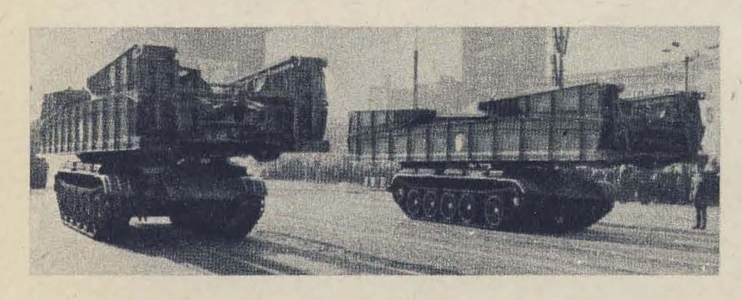
Rollende BRÜCKEN

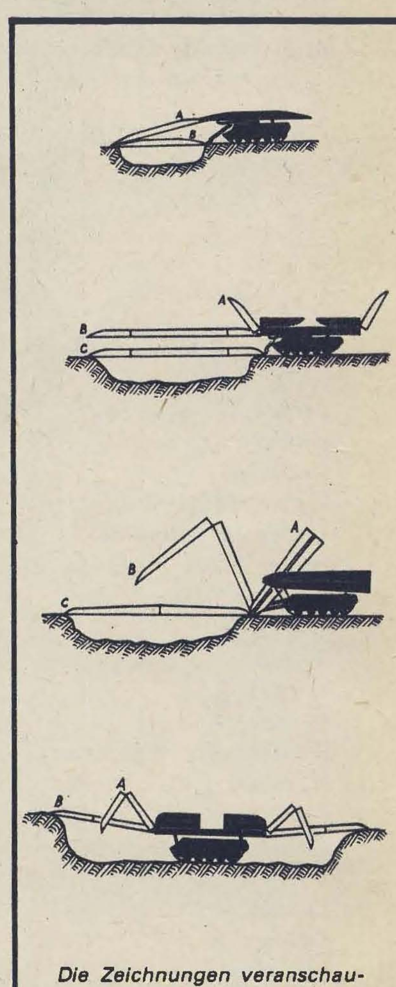




Unmittelbar nach der Einführung der „Tanks" des ersten Weltkrieges, bemühte man sich um die pioniertechnische Nutzung des neuen Kampfmittels. Der Brückenlegepanzer, damals „Sturmbrücke" genannt, entstand. Zur alltäglichen militärischen Erscheinung wurde das Brückenlegegerät aber erst in unserer Zeit. Seine Vorteile ergeben sich aus den Besonderheiten dieses modernen technischen Systems: Die Brückenkonstruktion kann im Gelände ohne Mühe und schnell befördert werden; ihr Verlegen dauert nur wenige Minuten und wird aus dem geschlossenen Fahrzeug vorgenommen; es können unterschiedliche Hindernisse — Flüsse, Schluchten, Spalten oder künstlich angelegte Gräben — überbrückt werden; die Anwendung als Unterwasserbrücke ist möglich.

Je nach Typ der Brückenkonstruktion (man unterscheidet Dreh-, Ausfahr-, Scher- und Stützbrücken) setzt man die Brückenleger zur Überwindung schmaler, mittlerer oder breiter Wasser- und anderer Hindernisse ein. (nach: „Zolnierz Polski")





Die Zeichnungen veranschaulichen den Verlegevorgang mit Dreh-, Ausfahr-, Scher- und Stützbrücken. Die Buchstaben bezeichnen die Phasen des Verlegens.

Grüß mir Berlin

Ich singe unsre Lieder hier,
ich singe leise, und der sommerweite Wind
trägt sie in irgendeiner Stunde bis zu Dir,
für Dich und unsere Freunde, die jetzt um Dich sind.
Am Abend ist für mich die Postenzeit vorbei.
Dann schreibe ich ein neues Liebeslied für Dich,
und, wenn du wiederkommst, wird Uraufführung sein.
Doch erst nach Deinem Festivalbericht.

Oberstleutnant Walter Flegel

DAS IST UNSERE STÄRKE

Lernen.
Denken.
Schöpfen.
Wundervolles Wechselspiel.
Unbegrenzte Räume,
immer höher steckt das Ziel.
Tausend schöne Träume.

Singen.
Tanzen.
Spielen.
Wundervoller Lebensmut.
Hört das Kinderlachen,
hautnah wärmt die Himmelsglut.
Wird die Feuer fachen.

Lernen.
Denken.
Schöpfen.
Wundervolle Lebenskraft.
Seht die großen Werke,
alle haben mitgeschafft.
Das ist uns're Stärke.

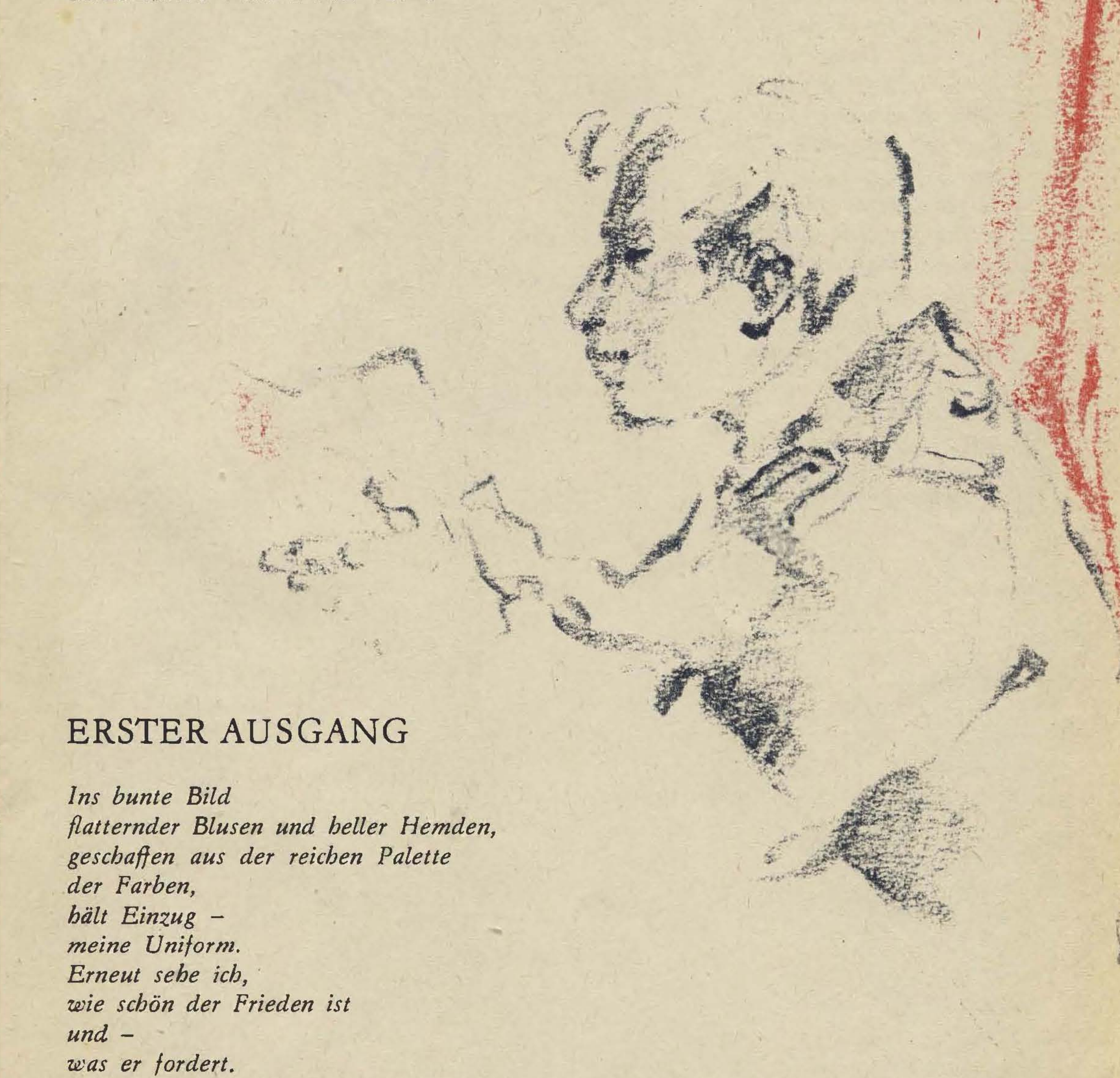
Unterleutnant d. R. Dietrich Kazmierzak



BEIM ZIRKEL

In einem Buch Lenins
habe ich beim Studium deinen Brief gefunden.
Ich lese, daß du mich liebst
und auf mich wartest.
Jetzt habe ich beschlossen, dir zu schreiben.
Lenin grinst!
Der Klassiker war auch mal verliebt.

Stabsmatrose Hans-Walter Molle



ERSTER AUSGANG

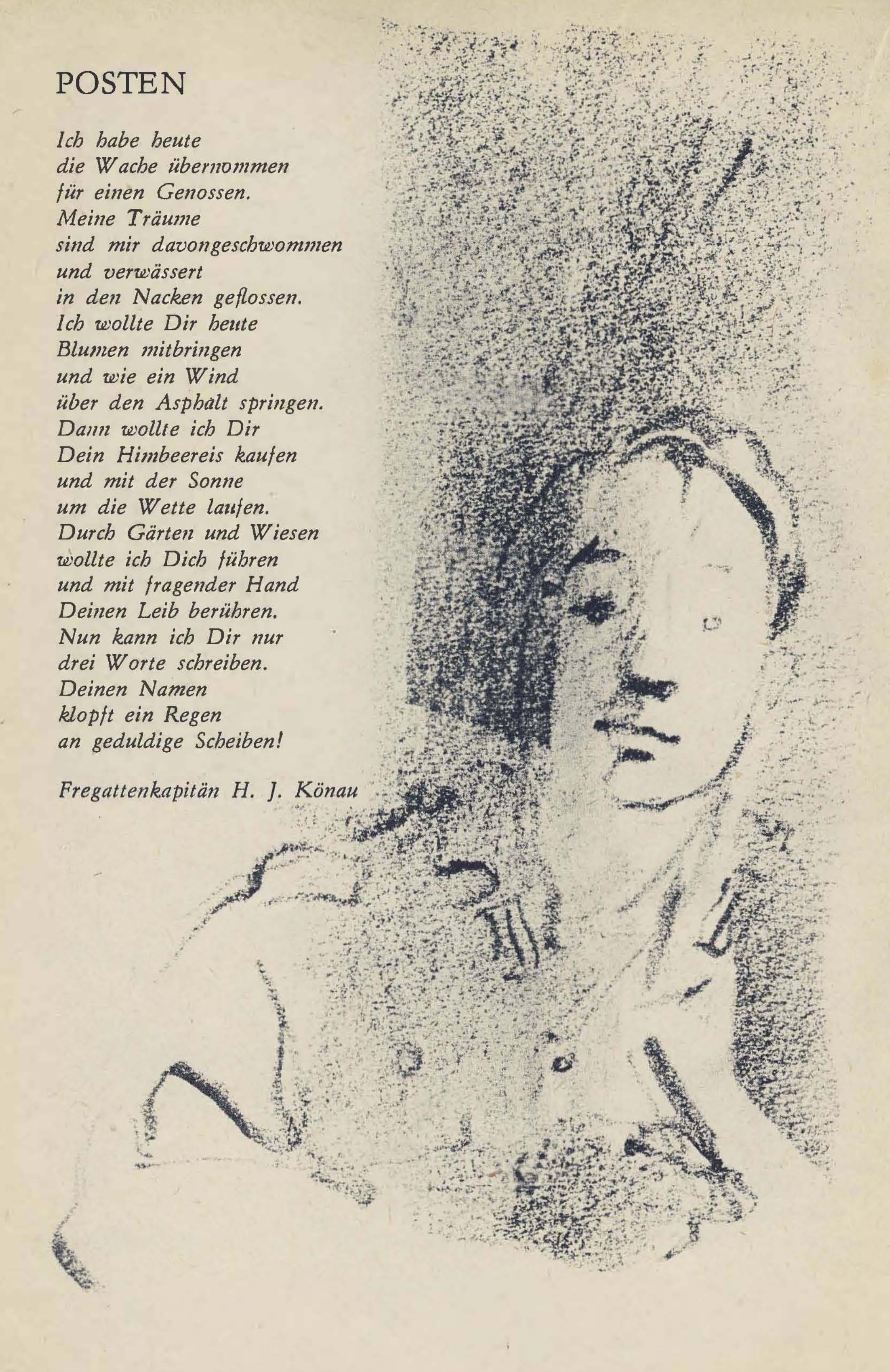
Ins bunte Bild
flatternder Blusen und heller Hemden,
geschaffen aus der reichen Palette
der Farben,
hält Einzug –
meine Uniform.
Erneut sehe ich,
wie schön der Frieden ist
und –
was er fordert.

Unteroffizier d. R. Joachim Rutsch

POSTEN

Ich habe heute
die Wache übernommen
für einen Genossen.
Meine Träume
sind mir davongeschwommen
und verwässert
in den Nacken geflossen.
Ich wollte Dir heute
Blumen mitbringen
und wie ein Wind
über den Asphalt springen.
Dann wollte ich Dir
Dein Himbeereis kaufen
und mit der Sonne
um die Wette laufen.
Durch Gärten und Wiesen
wollte ich Dich führen
und mit fragender Hand
Deinen Leib berühren.
Nun kann ich Dir nur
drei Worte schreiben.
Deinen Namen
klopft ein Regen
an geduldige Scheiben!

Fregattenkapitän H. J. Könau



NACH DER ÜBUNG

Noch Nacht im Gesicht
trage ich ein Lächeln auf den Lippen
Kinder winken unsern Panzern.

Die Straße voraus:
Wagen, die bunt, Pferde, ein Clown und
Kinderlachen.
Glücklich – nicht wissend,
daß ohne uns vielleicht kein Purzelbaum mehr
möglich.
Atomsonnen brennen zu heiß.

Gefreiter Hartmut Lehmann

EKG

Es darf nicht sein,
daß ungehört
ein kleines Klopfen verhallt
im Laut der steten Schläge.
Legt die Kontakte an
und seht auf dem papiernen Band
das Tröpfchen Neuigkeit in meinem Blut.
Bewußtsein junger Liebe.

Gefreiter Eckhard Ullrich



DANACH

Hier, in Berlin, wo ihr Fest stattfand,
haben sich wiedergesehn und erkannt,

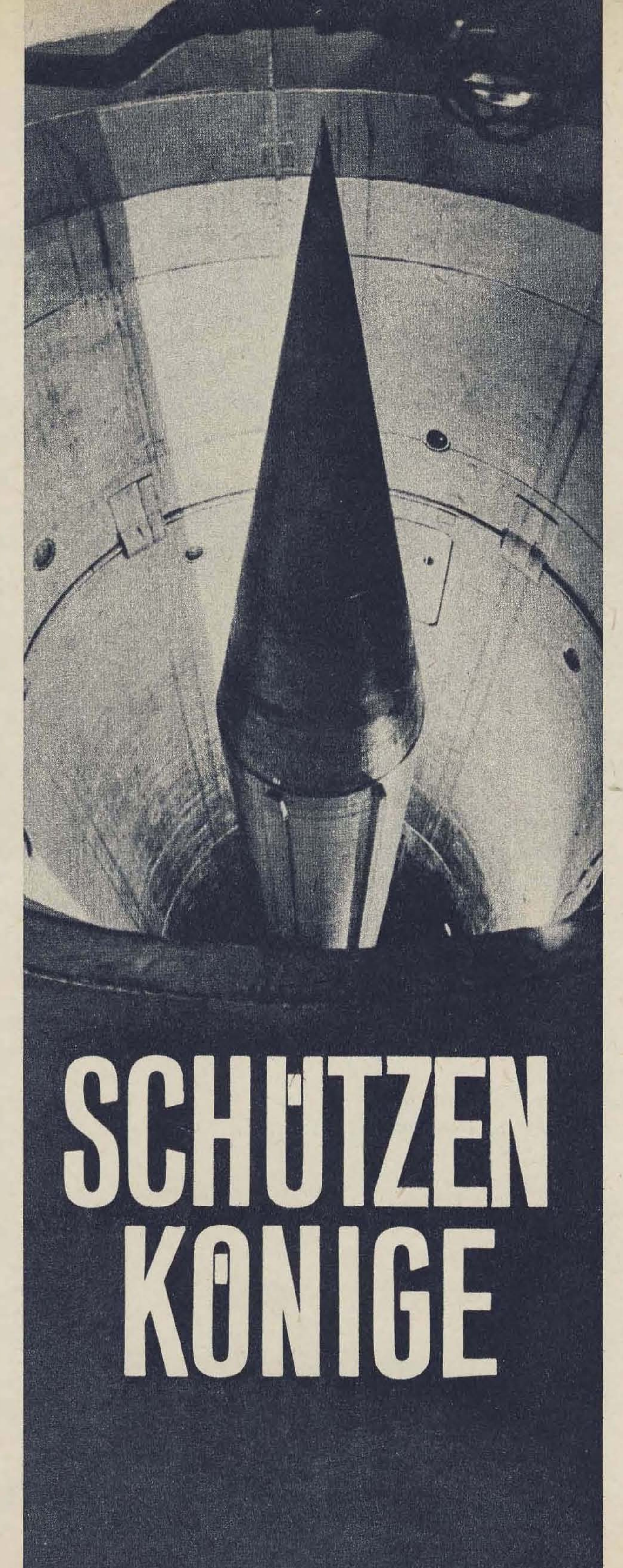
die im Kampf längst zusammengehören,
die im Kampf längst einander spüren.

Sie sind überall, sind in jedem Land;
damit Kriegsbrände keines verheeren,

tun sie jetzt, was not tut in ihren.

Unteroffizier d. R. Gerd Eggers

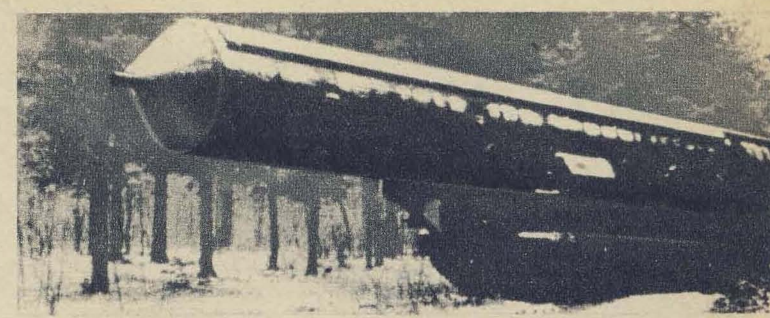
Illustrationen von Professor Werner Klemke

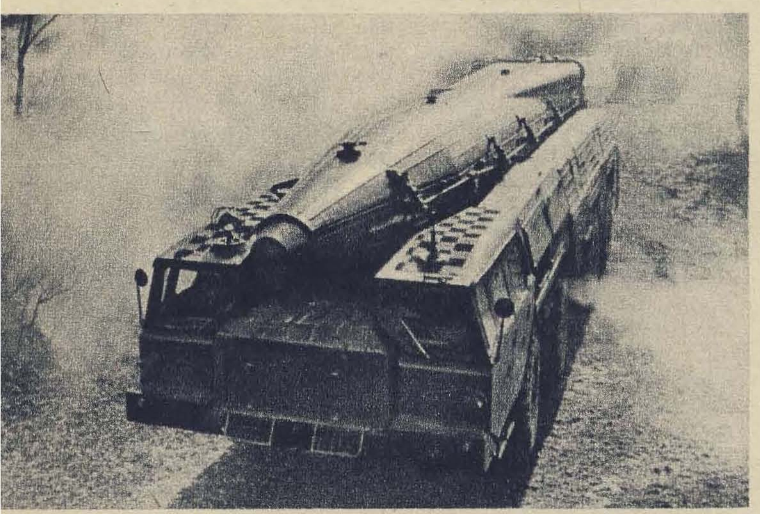


SCHÜTZEN KÖNIGE

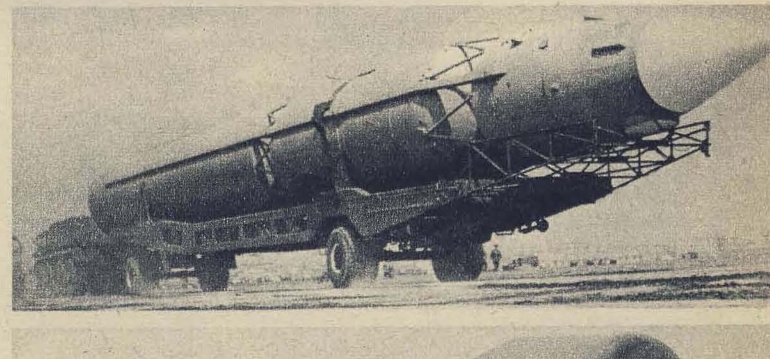
Schillers Tell, der auf 80 Schritt den Apfel traf, fand seine Meister in den Scharfschützen, die mit dem Diopter das Ziel anvisieren. Übertroffen werden der klassische Tell und sie von den Soldaten der strategischen Raketentruppen, der jüngsten Teilstreitkraft der Sowjetarmee.

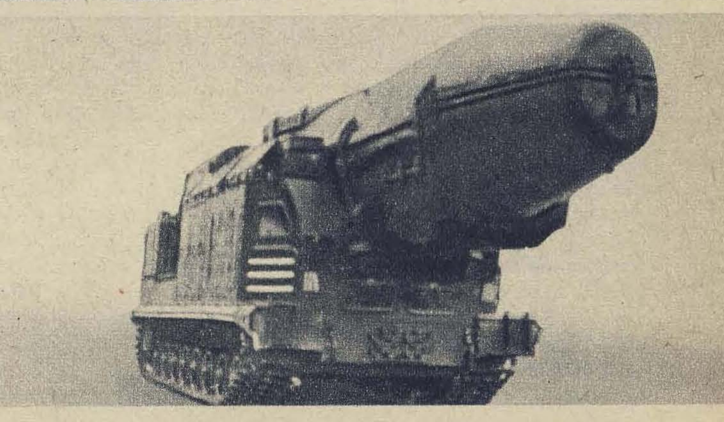
Ihre Schüsse haben bei einer Entfernung von rund 13 000 km nur wenige hundert Meter Abweichung vom errechneten Auftreffpunkt. Das entspricht der Meisterleistung eines Kunstschützen, der auf 300 m Distanz das Herz aus dem Trumpf-As schießt. Die „Raketschiki" der Sowjetarmee sind somit echte





Immer unterwegs — die strategischen Raketen auf beweglichen Startrampen. Die mehrachsigen Räder- und die schweren Kettenfahrzeuge sind nicht nur sehr geländegängig, sie entwickeln selbst in schwierigem Gelände hohe Geschwindigkeiten. Die Raketen lagern in Spezialbehältern, worin sie aufgerichtet und in Startposition gebracht werden.





Diesen guten Ruf erwarben sie sich bereits mit dem ersten Start einer interkontinentalen Rakete im August 1957. Als damals die Meldung von der erfolgreichen Erprobung einer mehrstufigen Fernrakete über die gewaltige Entfernung von 12 500 km um die Welt ging, war es nicht schlechthin der Start, der die Feinde des Sozialismus aus dem Häuschen geraten ließ. Vor allem waren es die Präzision des Fluges ins pazifische Zielgebiet und die für strategische Raketen minimale Abweichung vom Zentrum. Seitdem gilt für die Bedienungen der sowjetischen strategischen Raketenkomplexe diese Norm als verbindlich.

Die Versuchs- und Gefechtsstarts der folgenden Jahre bestätigten, daß die hohe

Treffgenauigkeit der „Strategischen" nicht nur Tradition, sondern von Mal zu Mal höher wurde. Raketenstarts sind kein Schulschießen mit MPi, wo eine „Fahrkarte" nicht sonderlich ins Gewicht fällt. Diese Gefechtsschießen verlaufen unter anderen Vorzeichen...

Das Land atmet die Frische des jungen Morgens. Tau glitzert im Gras, leise rascheln die Blätter der Bäume im Wind. Auf der Lichtung reckt sich der schlanke Leib der „Strategischen" in den Himmel. Die stumme Bereitschaft kündet von der nahen Reifeprüfung junger Raketensoldaten. Zum ersten Mal in ihrer Laufbahn erleben sie den Gefechtsstart ihrer Waffe. In der Vorbereitungszeit stellten sie sich ganz auf diesen Tag ein. Sie trainierten die Normen der Bereitschaft, gingen theoretisch alle Phasen des Startes durch. Sie sprachen auch von der politischen Verantwortung des Raketensoldaten und darüber, daß die Raketenwaffe nicht nur neue Dimensionen der Kriegskunst schuf, sondern auch im Kampf um den Frieden ein gewichtiges Wort mitredet. Friedenspolitik und Bereitschaft, dem Imperialismus, der nach wie vor auf die Gewalt setzt, eine Abfuhr zu erteilen, sind miteinander verbunden. ‚Deshalb erfüllen wir auch die besondere Mission, Schild der Sicherheit der Sowjetheimat und ihrer Freunde und dafür stets aktionsbereit zu sein. So leisten wir unseren internationalistischen Beitrag für die Unverletzlichkeit der Grenzen der Sowjetunion und der befreundeten Länder.' Das war der Tenor ihrer Gespräche auf den Komsomolversammlungen. Nun sollen sie beweisen, daß sie die „Traditionsnormen" einhalten.

In der Startzentrale herrscht die gespannte Atmosphäre, die einem solchen Tage eigen ist. Selbst der Kommandeur ist aufgeregt.

Leuchtsignale huschen über die Steuerpulte, Anzeige- und Meßgeräte schlagen aus, ihre Zeiger zittern, als wären auch sie von Unruhe erfaßt. Die Werte, die sie melden, werden in knappe Kommandos verwandelt. Noch einmal überprüfen die Offiziere die Berechnungen, die Männer an den Pulten stimmen die Geräte der Flugbahnkontrolle ab. Nacheinander flackern verschiedenfarbige Lichter auf und signalisieren mit ihrem Blinzeln die Funktionstüchtigkeit der Systeme. Mit jedem Zeigerausschlag wächst die Spannung.

„...sieben, sechs, fünf..."

Der Kommandeur legt den Finger auf den Startauslöser.

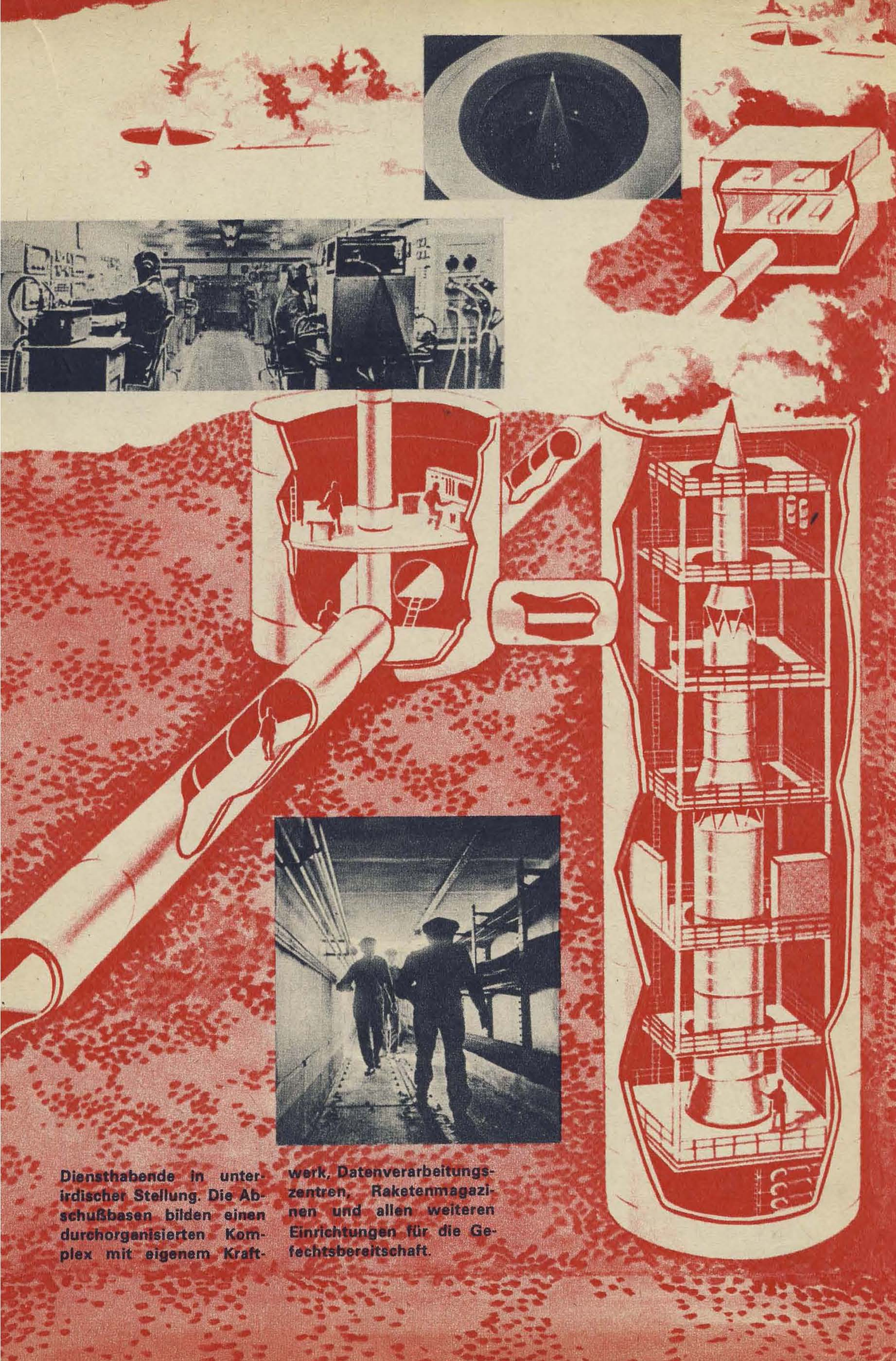
"...vier, drei, zwei, eins — Start!"

Der leichte Druck des Fingers löst Titanenkräfte aus. Ein durchdringendes Pfeifen erfüllt die Luft. Dann bricht das Getöse der Triebwerke an. Dichte Rauchschwaden verhüllen die Startrampe. Plötzlich schießt aus dem Qualm ein grelles Flammenbündel hervor. Sein Zischen vermischt sich mit dem stärker werdenden Grollen des Triebwerks. Eine ungeheure Kraft hebt die Rakete vom Starttisch. Mit zunehmender Geschwindigkeit steigt sie auf ihrem Feuerschweif in den Morgenhimmel. Bald kurvt sie in ihre programmierte Flugbahn ein. Der Flammenschweif wird zum winzigen Punkt, verschwindet bald ganz, und nur ein Kondensstreifen zeigt noch eine Weile den Weg der Rakete an. Unten verarbeiten die Rechengeräte die Lenkkommandos, verstärken sie und geben sie an die Steuergeräte weiter. Irgendwo, viele Kilometer weit, schaltet sich das Triebwerk der letzten Stufe aus, der Gefechtskopf wird abgetrennt und strebt auf einer ballistischen Kurve seinem Ziel entgegen.

Nach Minuten bangen Wartens auf das Schießergebnis kommt die ersehnte Meldung: „Abweichung normal."

Noch viele Male an diesem Tage kreuzen sich über dem Startplatz die Bahnen der „Strategischen". Einzelstarts wechseln mit Salvenstarts. Alltägliche Ausbildung der „Raketschiki", so wie sie Marschall Gretschko auf der Beratung der Parteisekretäre der Sowjetarmee und -flotte schilderte: „Ihre Kennzeichen sind: maximale Annäherung der Gefechtsausbildung an Bedingungen des Krieges, hoher Anteil an Gefechtsschießen, Raketenstarts und anderen praktischen Handlungen mit realer Anwendung von Waffen und anderer Kampftechnik."

Die strategischen Raketentruppen sind die jüngste Teilstreitkraft der Sowjetarmee. Ihre Entwicklung verlief in mehreren Etappen. Ende 1953 begann die Ausrüstung der sowjetischen Streitkräfte mit Raketenkernwaffen, nachdem die Erprobung der transportablen einsatzfähigen Wasserstoffbombe erfolgreich abgeschlossen war. Die Trägermittel waren ballistische Raketen. Von Jahr zu Jahr wurden sie verbessert. Neue Systeme entstanden — ortsfeste, in unterirdischen Anlagen, mobile auf geländegängigen Rad- und Kettenfahrzeugen. Die Arbeit des ganzen Volkes, die Errungenschaften seiner Wissenschaft und Technik, kurz: die Vorzüge der sozialistischen Gesellschaftsordnung fanden ihren Niederschlag in der neuen Waffe. Im Januar 1960 beschloß der Oberste Sowjet der UdSSR die Bildung der Teilstreitkraft strategische Raketentruppen. Sie demonstriert am augenscheinlichsten die militärische Macht der Sowjetunion und damit die Überlegenheit der gesamten sozialistischen Militärkoalition. Die strategischen Raketentrup-



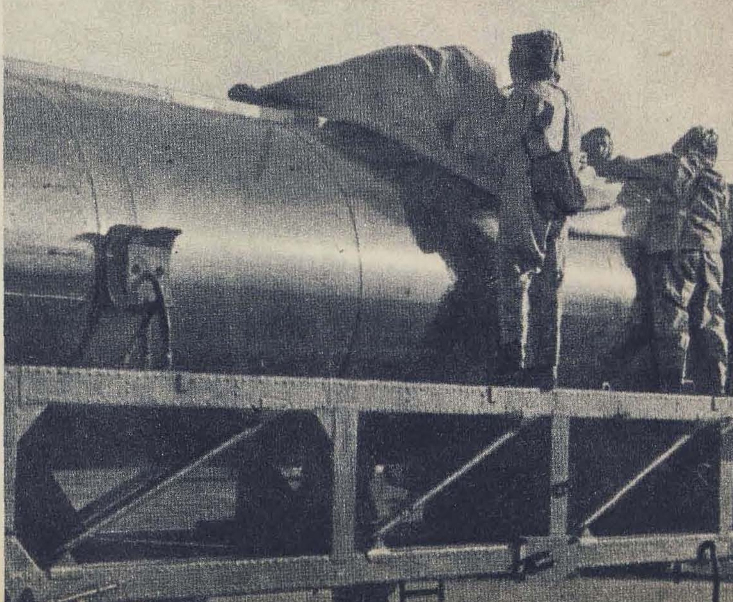
Diensthabende in unterirdischer Stellung. Die Abschußbasen bilden einen durchorganisierten Komplex mit eigenem Kraftwerk, Datenverarbeitungszentren, Raketenmagazinen und allen weiteren Einrichtungen für die Gefechtsbereitschaft.

pen erwiesen sich von Anfang an als die entscheidende strategisch wirksame Kraft in der Hand des sowjetischen Oberkommandos, um jeden Aggressor zu zügeln bzw. zu vernichten.

Zu den Aufgaben der strategischen Raketentruppen gehören im Falle einer bewaffneten Auseinandersetzung die Vernichtung der operativen und strategischen Kernwaffen-Angriffsmittel des Gegners, die Zerstörung seiner Kriegswirtschaft, die Desorganisierung seiner staatlichen und militärischen Führung sowie die Störung seiner Verbindungen. Gleichzeitig haben sie spezielle Aufgaben auf den Kriegsschauplätzen zu erfüllen, um die Kampfhandlungen der anderen Teilstreitkräfte günstig zu beeinflussen.

Strategische Raketenkomplexe unterteilt man in stationäre und bewegliche. Erstere sind hauptsächlich bodengestützt, d.h. in Erdstellungen oder unterirdischen Anlagen verbunkert. Die beweglichen Systeme befinden sich auf geländegängigen Fahrzeugen. Sie sind nach dem Prinzip der „Wandergeschütze" eingesetzt, verändern ständig ihre Position und sind demzufolge nicht zu orten.

Diese, nur in der Sowjetarmee existierenden, mobilen Systeme repräsentieren den hochmodernen Stand der sowjetischen Kriegstechnik. Die fahrende Startrampe nimmt alle notwendigen Einrichtungen auf. Automatische Anlagen beschränken die Bedienung auf nur wenige Soldaten. Die Einführung der beweglichen Startrampen für strategische Raketen vergrößerte bedeutend den militärtechnischen Vorsprung der Sowjetunion gegenüber den USA und ihren NATO-Partnern. Zwei Versuche der Amerikaner, ähnliche mobile Systeme wie die Sowjetunion

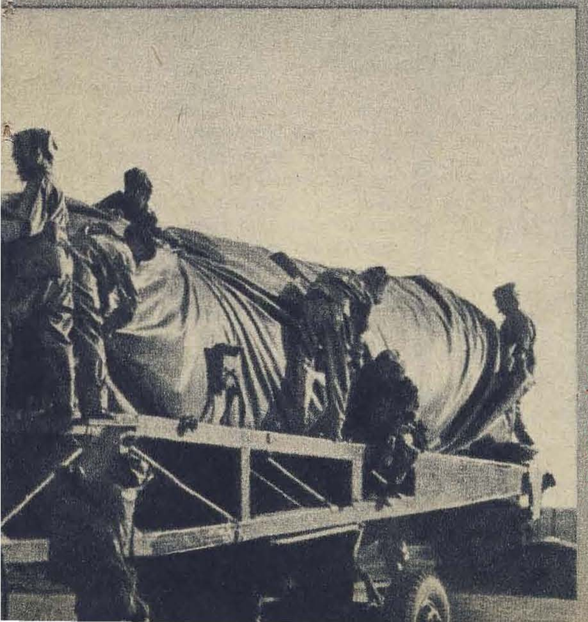


zu entwickeln, scheiterten, weil die Raketen zu große Zielabweichungen aufwiesen. Auch die Stationierung der „Minuteman" auf Eisenbahnwaggons brachte nicht den erwünschten Erfolg. Auch dieses Projekt mußte wegen der ungenügenden Funktionssicherheit fallengelassen werden.

Die in unterirdischen Anlagen stehenden Interkontinental-, Global- und Orbitalraketen der Sowjetarmee sind ebenso „diensthabende" wie ihre mobilen Nachbarn. Die weiträumigen Anlagen bergen Startrampen, Befehlsstände, Steuerzentralen und Truppenunterkünfte. Gegen Luftsicht und Spionagesatelliten sind sie vorzüglich getarnt. Die tonnenschweren Kuppeln der Startschächte öffnen sich erst kurz vor der Zündung der Triebwerke. Dabei verschwinden plötzlich Büsche, kleine Seen oder Gebäude, die als ausgesuchte Tarnkappen angelegt sind. Aus diesen verbunkerten Stellungen sind Gruppenstarts möglich, die von einem einzigen Befehlsstand aus geleitet werden.

Die sowjetischen strategischen Raketen steigern die Kampfmöglichkeit der Sowjetarmee unermeßlich, betonte Marschall Gretschko. „Die militärische Stärke der Sowjetunion steht auf einer festen politischen, ökonomischen und ideologischen Grundlage. Sie stützt sich auf die Stabilität der sowjetischen Gesellschafts- und Staatsordnung, auf die unerschütterliche politisch-moralische und ideelle Einheit des Sowjetvolkes, auf den geistigen Reichtum der Gesellschaft, auf das tiefe Interesse der werktätigen Massen an den Erfolgen des entfalteten Aufbaus des Kommunismus und am zuverlässigen Schutz seiner Ergebnisse."

K. Erhart





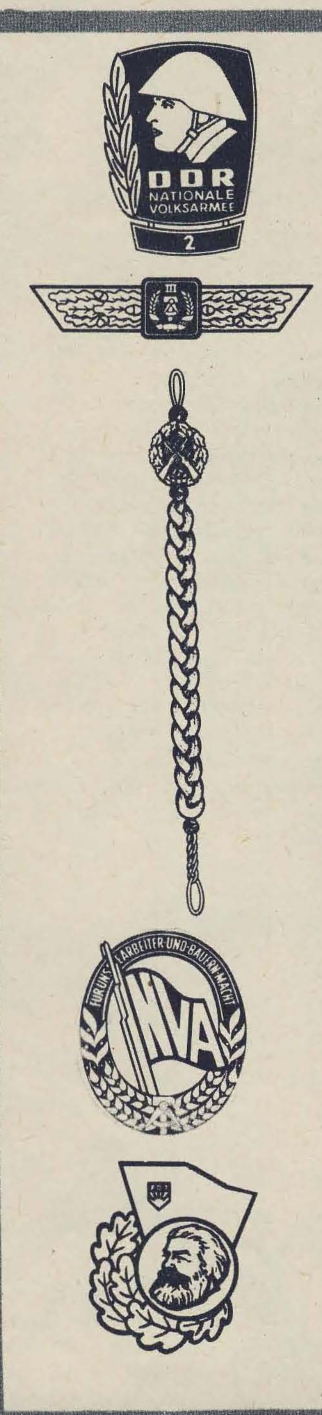
Übung mit Raketen älteren Typs. Auf dem Polygon eignen sich die jungen Raketensoldaten erste Fertigkeiten an.

Soldatenauszeichnungen

„Kampfkurs X — wachsam und gefechtsbereit!" ist das ‚Wettbewerbsmotto der Soldaten unserer Nationalen Volksarmee zum großen Jugendfestival in Berlin. Die Besten von ihnen werden dabei sein, wenn die Fanfaren am 28. Juli die X. Weltfestspiele eröffnen. An ihren Soldatenauszeichnungen wird man sie als solche erkennen. Deswegen wollen wir in dieser AR-Information darüber berichten.

Bestenabzeichen der NVA

Es ist eine Einzelauszeichnung für Soldaten und Matrosen, Unteroffiziersschüler, Unteroffiziere und Maate sowie Offiziersschüler. In der Regel wird es am Ende eines Ausbildungshalbjahres, Ausbildungs- oder Lehrjahres für anerkennenswerte Gesamtleistungen zur Erhöhung der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft verliehen. Wer im sozialistischen Wettbewerb darum kämpft, muß sich in allen Situationen um klassenmäßiges Denken und Handeln bemühen und sehr gute Ergebnisse in den Hauptausbildungszweigen, wie Spezialausbildung, Gefechtsdienst und Schießausbildung, sowie die Note 2 in den anderen Ausbildungszweigen erreichen. Es wird verlangt, daß der Genosse seine persönliche Waffe, die ihm anvertraute Kampftechnik und Ausrüstung stets gefechtsbereit hält, sie einwandfrei beherrscht, wartet und pflegt. Weiterhin gehört dazu, daß er aktiv am gesellschaftlichen Leben und an der sportlichen Massenarbeit teilnimmt und sich durch hohe Disziplin und Ordnung auszeichnet. Tut er das gewissenhaft und einsatzbereit, dann kann er das Bestenabzeichen bekommen. Das Abzeichen selbst wird nur einmal verliehen. Erfüllt er jedoch in der nächsten Etappe erneut die Bedingungen, bekommt er einen Wiederholungsanhänger. Die Zahl darauf sagt aus, wie oft der Träger den Titel errungen hat; dafür gibt es keine zahlenmäßige Begrenzung. Die Auszeichnung wird im Wehrdienstausweis eingetragen. Sie kann auch an der Zivilkleidung getragen werden.



Klassifizierungsabzeichen der NVA

Es wurde gestiftet, um die Leistungen der Armeeangehörigen bei der ständigen Qualifizierung in bestimmten Funktionen sowie bei der meisterhaften Beherrschung der Kampftechnik und Bewaffnung anzuerkennen. Das Klassifizierungsabzeichen, oft ganz einfach „Quali-Spange" genannt, können Soldaten und Matrosen, Unteroffiziere und Maate sowie Offiziersschüler und Offiziere in dafür festgelegten Funktionen erwerben, sofern sie bestimmte Leistungsstufen erreicht haben. Es wird in den Leistungsklassen III, II und I (höchste Stufe) verliehen. Für Panzerfahrer, Flugzeugführer und ingenieurtechnisches Personal der Luftstreitkräfte sowie Offiziere der Volksmarine mit seemännisch-technischer Qualifikation gibt es Abzeichen mit speziellen Symbolen; ansonsten ist es einheitlich gestaltet und trägt das Staatswappen der DDR.
In den Leistungsklassen sind theoretische und praktische Prüfungen nach speziellen Qualifikationsmerkmalen abzulegen. Auf der Grundlage des Prüfungsergebnisses entscheidet der Kommandeur über die Zuerkennung der Leistungsklasse und die Verleihung des Abzeichens. In einigen Funktionen, z. B. Panzerfahrer, werden nach den Leistungsklassen gestaffelte Zulagen gezahlt.
In den Stufen III und II ist die Qualifikation in einer Wiederholungsprüfung erneut nachzuweisen. Nach zwei Jahren verfällt sie und ist gänzlich neu zu

erwerben. Die Qualifikation kann völlig aberkannt werden, wenn der Inhaber die Bedingungen nicht mehr erfüllt oder, z. B. am Panzer, einen ernsthaften Schaden verursacht.

Schützenschnur der NVA

Um sie können sich Soldaten und Matrosen, Unteroffiziersschüler, Unteroffiziere und Maate sowie Offiziersschüler bewerben. Dazu müssen sie ihre politischen und militärischen Aufgaben vorbildlich erfüllen, ihre Waffe ständig einsatzbereit halten sowie mindestens 75 % aller im Ausbildungshalbjahr geforderten Schießübungen mit Schützenwaffen sehr gut und die restlichen 25 % mit der Note 2 erfüllen. Zusätzlich gehören zu den Bedingungen folgende Schießaufgaben:

Für MPi- und IMG-Schützen. Ziel: Ringscheibe (Scheibe 4b). Entfernung 200 m. 3 Patronen. Zeit: 1 Minute. Anschlag liegend freihändig (IMG auf Zweibein). Erfüllung: Stufe I = 23 Ringe. Stufe II = 25 Ringe. Stufe III = 27 Ringe.

Für Kompanie-MG-Schützen. Ziel: laufender Schütze (Scheibe 8). Entfernung 300 m. 9 Patronen in 3 Feuerstößen. Zeit: 1 Minute. Anschlag liegend. Erfüllung: Stufe I = 4 Treffer. Stufe II = 5 Treffer. Stufe III = 6 Treffer.

Für Pistolenschützen. Ziel: Ringscheibe (Scheibe 4a). Entfernung 30 m. 3 Patronen. Zeit: 1 Minute. Anschlag stehend freihändig. Erfüllung: Stufe I = 24 Ringe. Stufe II = 26 Ringe. Stufe III = 28 Ringe.

Die Bedingungen müssen mit der persönlichen Waffe erfüllt werden. Nachschießen ist nicht erlaubt. Für die Stufe I wird die Schützenschnur, für jede weitere Stufe eine Eichel als Anhänger verliehen.

Militärsportabzeichen der NVA

Diese Auszeichnung, die es nur in einer Stufe gibt, können alle Armeeangehörigen und Zivilbeschäftigten der NVA sowie Reservisten (während ihres Reservistenwehrdienstes) erwerben. Sie wird für hohe militärsportliche Leistungen verliehen. Den Bedingungen liegen die Normen der militärischen Körperertüchtigung zugrunde. Es sind fünf Pflichtübungen zu erfüllen sowie eine von zwei Wahlübungen. Es gibt folgende Altersgruppen: 1. = bis 30 Jahre; 2. = bis 35 Jahre; 3. = bis 40 Jahre; 4. = 40 Jahre und älter.

Die Pflichtübungen sind:

- Sturmbahn oder Hindernisbahn der Grenztruppen oder 600-m-Hindernislauf der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung oder Hindernislauf an Bord.
- Handgranatenweitzielwurf.
- 3000-m-Lauf (ab Altersgruppe 3 = 1000 m).
- Uniformschwimmen.
- Schießen.

Die Wahlübungen sind bei den Waffengattungen unterschiedlich. Bei den Landstreitkräften sind es z. B. ein 5000-m-Lauf und Gewichtstoßen 50 kp.

Mindestens drei Pflichtübungen müssen mit Leistungen der Note 1, die anderen mit der Note 2 erfüllt werden.

Das Militärsportabzeichen kann während des Ausbildungsjahres nur einmal erworben werden. Die Auszeichnung erfolgt durch den Kommandeur und wird im Wehrdienstausweis eingetragen.

Abzeichen „Für gutes Wissen"

Als Auszeichnung des sozialistischen Jugendverbandes wird es in Bronze, Silber und Gold für gute marxistisch-leninistische Kenntnisse verliehen. Für die FDJ-Organisationen in der NVA gelten die vom Büro des Zentralrates der FDJ am 14. Dezember 1971 beschlossenen Prüfungsbedingungen. Es versteht sich von selbst, daß in der NVA bei den jeweiligen Themen Schlußfolgerungen für die Erfüllung des militärischen Klassenauftrages gezogen werden.

Auf die Prüfung für das Abzeichen in Bronze bereiten sich die Armeeangehörigen vor allem durch ihre aktive Teilnahme an der politischen Schulung und am Zirkel junger Sozialisten vor. Für Silber und Gold ist eine intensivere Vorbereitung im Selbststudium erforderlich. Die Prüfung erfolgt in einem Prüfungsgespräch. Dabei werden von den Zirkelteilnehmern Kenntnisse über Klassikerwerke des Marxismus-Leninismus verlangt. So u. a. über die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei, über das menschenfeindliche Wesen des Imperialismus, die Verantwortung der FDJ bei der sozialistischen Erziehung der Jugend, wichtige Fragen des Aufbaus und des militärischen Schutzes des Sozialismus sowie über die Bedeutung der festen Kampfgemeinschaft und Waffenbrüderschaft mit der Sowjetunion und ihren Streitkräften.

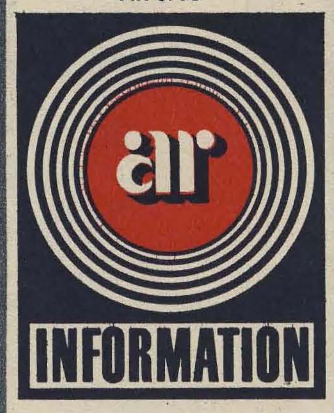
Das war schon

Urlaub/Ausgang
AR 1/73

Offiziersberufe der Landstreitkräfte
AR 3/73

Besoldung in der NVA
AR 5/73

Unterhaltszahlung beim Wehrdienst
AR 6/73



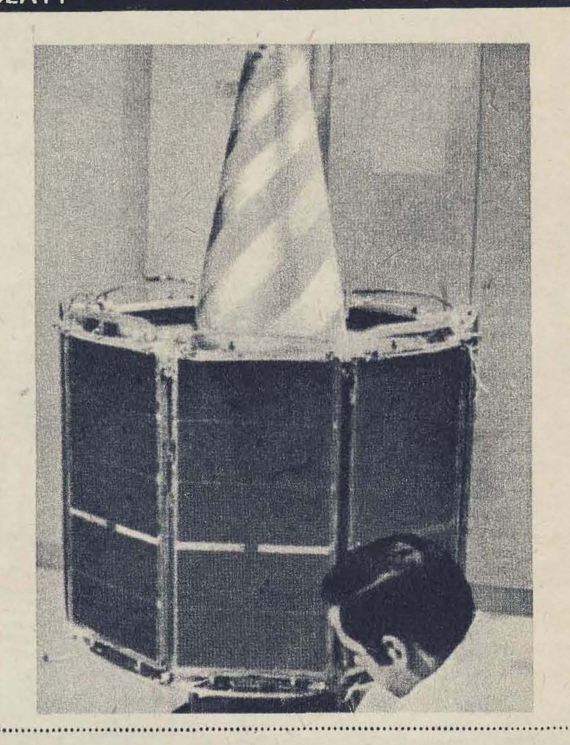
Das kommt noch

Bekleidung und Ausrüstung

Verpflegung in der NVA

Medizinische Betreuung

Peole (Frankreich)



Technische Daten:

Verwendung	Testsatellit
Körperdurchmesser	0,7 m
Gesamthöhe	1,2 m
Umlaufmasse	60 kg
Bahndaten (gerundete Werte)	
Bahnneigung	15°
Umlaufzeit	98 min
Perigäum	635 km
Apogäum	750 km
Start	12. 12. 1970

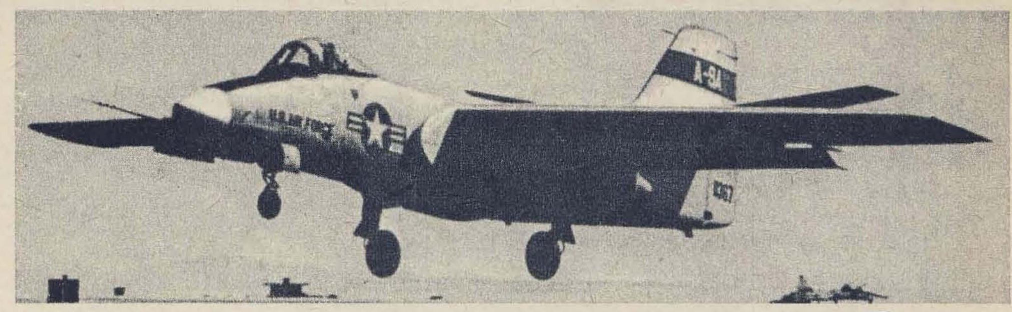
Der Satellit Peole diente dazu, die technischen und technologischen Verfahren für die mit dem Erdsatelliten Eole (siehe AR-Typenblatt 6/73) auszuführenden Experimente zu erproben. Dazu gehörten unter anderem die Erprobung eines Gravitationsgradientenstabilisators, einer Ortungs- und Lokalisierungsanlage, der Test neuer Solarzellentypen sowie die Ausführung genauer Positionsbestimmungen mit Hilfe von Laser-Reflektoren.

Leichte Selbstfahrlafette SU-76/1942 (UdSSR)

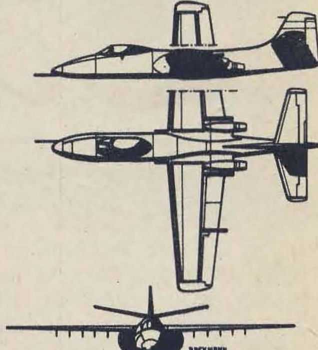
Taktisch-technische Daten:

Masse	11,2 t
Länge	5000 mm
Breite	2740 mm
Höhe	2200 mm
Geschwindigkeit	45 km/h
Fahrbereich	265 km
Bodenfreiheit	300 mm
Steigfähigkeit	35°
Überschreitfähigk.	2000 mm
Kletterfähigkeit	650 mm
Watfähigkeit	900 mm
Bodendruck	0,57 kp/cm²
Motor	2× GAZ-202, 6-Zyl.-Otto, je 70 PS
Bewaffnung	Kanone 76,2 mm, Kampfsatz 60 Granatpatronen
Besatzung	4 Mann

Für diese SFL wurde das Fahrgestell des T-70 um eine Laufrolle verlängert. Der Kampfraum blieb nach oben offen. Ein Teil der Serie wurde mit dem 85-PS-Motor unter der Bezeichnung SU-76 M ausgeliefert.



Northrop A 9 A (USA)

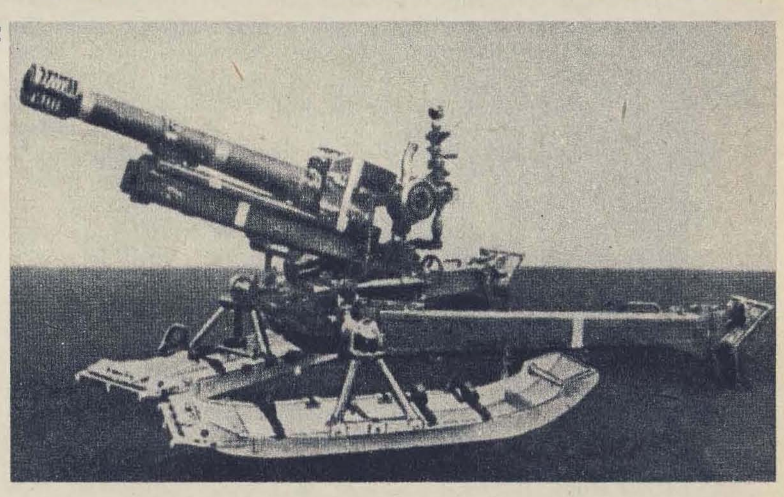


Taktisch-technische Daten:

Spannweite	17,89 m
Länge	16,31 m
Höhe	5,15 m
Leermasse	7802 kg
Startmasse	18120 kg
Höchstgeschwindigk.	740 km/h
Bewaffnung	1 Masch.-Kanone 30 mm GAU 8 A/ 1350 Schuß Waffenaußenlasten an 5 Stationen, 7250 kg konventionelle Spreng- und Brandbomben, Luft-Boden-Lenkwaffen „Maverick" oder verschiedene MG- und Kanonen-Behälter
Triebwerk	2 Turbinen Lycoming F 102 LD 100, je 3260 kp Schub
Besatzung	1 Mann

Das als Erdkämpfer gedachte Flugzeug soll die veralteten, aber immer noch im Einsatz befindlichen A-1, A-26, F-100, B-57 und T-28 ablösen.

Gebirgsgeschütz 36 L/19,3 (Deutschland)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	75 mm
Anfangsgeschwindigkeit	475 m/s
Rohrlänge	1450 mm
Seitenschwenkbereich	40°
Höhenschwenkbereich	−2 bis +70°
Feuergeschwindigkeit	6 bis 8 Schuß/min
Länge in Fahrstellung	4180 mm
Höhe in Fahrstellung	1240 mm
Breite in Fahrstellung	1190 mm
Masse	715 bis 750 kg
Bedienung	5 Mann
Schußweite	9250 m

Das in acht Traglasten zerlegbare Geschütz war die Standardwaffe der leichten Gebirgsartillerie der faschistischen Wehrmacht. Es wurde 1935/36 von Rheinmetall entwickelt und war bis zum Ende des zweiten Weltkrieges im Einsatz.



Der alte Tschordon kehrte seltsam verändert heim. Mal war er verwirrt oder beunruhigt, mal wieder bedrückt und bekümmert, kurz, seine Frau ahnte gleich, daß ihm etwas widerfahren war.

Der Alte hatte einen Sohn gehabt, der vor etwa zwanzig Jahren an der Front gefallen war. Ganz blutjung ist er gewesen, und außer Tschordon erinnerte sich wohl kaum noch einer an ihn. Ja, selbst Tschordon hatte, solange sie zusammen lebten, wohl niemals von ihm gesprochen. Und nun war der Alte auf einmal entschlossen, dorthin zu fahren, wo sein Sohn vor dem Krieg als Lehrer tätig gewesen war.

„Mir will all die Zeit über scheinen, er lebt und ist jetzt noch dort. Es zieht mich dahin, ich möchte ihn sehen".

Die Frau sah ihn erschreckt an. Zuerst wollte sie ihn auslachen, fragen, „Bist du bei Trost oder ganz von Sinnen?", aber sie hielt sich noch rechtzeitig zurück. Sie fühlte in diesem Augenblick, daß es bei aller Ungereimtheit seines Wunsches sündhaft wäre, den alten Mann mit dem braunen, verwitterten Greisengesicht, den zusammengekniffenen gütigen Augen mit den Fältchen, mit weißgesträhntem Bart und groben müden Händen, die wie große Fische auf seinen Knien ruhten, zurechtzuweisen wie ein Kind.

„Warum bist du nicht früher mal hingefahren?" fragte sie behutsam.

„Weiß auch nicht", antwortete Tschordon seufzend. „Aber nun zieht es mich zu ihm. Ich muß hinreiten, solange ich noch am Leben bin, mein Herz gebietet es... Morgen in aller Frühe reite ich los."

„Tu, wie du meinst. Es ist deine Angelegenheit."

Das Dorf im Vorgebirge schlief schon längst, alle Fenster waren dunkel, nur im Hause Tschordons ging das Licht immer wieder an. Der Alte fand und fand keine Ruhe. Er stand in der Nacht einige Male auf, zog sich an, trat in den Hof hinaus, und jedesmal legte er dem Pferd einen halben Armvoll Klee in die Krippe, und zwar vom besten, grünblättrigsten Klee der ersten Mahd. Er scheute sich nicht, den Heuvorrat auf dem Scheunenboden, der seit dem Sommer dort angelegt war, vorzeitig anzureißen.

So also rumorte er die ganze Nacht hindurch, und die Frau konnte kein Auge schließen. Sie stellte sich schlafend, um den Alten bei seinem Vorhaben nicht zu stören, doch wenn er aus dem Haus trat, seufzte sie tief. Ihm abzuraten, wäre nutzlos gewesen. Sie hätte ihm auch jetzt noch sagen können: „Nun bedenk doch mal, wohin du fährst! Wozu das alles? Bist wirklich kindisch geworden, die Leute werden dich auslachen!" Doch sie schwieg. Sie fürchtete, der Alte könne ihr antworten: „Wärst du seine richtige Mutter, dann würdest du mir nicht abraten!" Solche Worte mochte sie nicht hören. Ja, sie hatte seinen Sohn nie gesehen, wußte nicht, wie er gewesen. Tschordons Frau war vor etwa zehn Jahren gestorben, und sie wurde seine zweite Frau. Es war ihr ohnehin peinlich, sie fühlte immerzu eine unverdiente Schuld ihrem Mann gegenüber, weil seine beiden verheirateten Töchter, die mit ihren Familien in der Stadt lebten, niemals zu Besuch kamen und keinerlei Verbindung mit ihnen pflegten. Nur daß der alte Tschordon manchmal, wenn auch sehr selten, bei ihnen vorbeischaute, sooft er in der Stadt weilte. Er sprach fast nie von ihnen, und sie versuchte ihn nicht auszufragen...

Tschordon erhob sich mit dem ersten Tagesschein. Er ging, sein Pferd zu satteln, kam dann zurück, nahm die Riemenpeitsche von der Wand und flüsterte, im Dunkel über das Lager der Frau gebeugt: „Nassipkan, ich reite. Sorg dich nicht, ich komme morgen zur Nacht wieder. Hörst du? Was schweigst du, hm? Versteh doch: Er ist ja mein Sohn. Obzwar ich alles weiß, zieht es mich, mal dorthin zu sehen. Meine Seele verzehrt sich, begreif..."

„Nimm da vom Fensterbrett das Bündel mit etwas Wegzehrung, pack es dir in die Satteltasche. Sonst verhungerst du bis zum Abend."

Tschordon wollte danken, schwieg aber. Er war es nicht gewohnt, der Frau ein Dankeswort zu sagen.

Das Dorf lag noch in tiefem Schlaf, als Tschordon auf seiner Stute den Weg durch die

Hinterhöfe passierte, um die Hunde nicht unnütz aufzuscheuchen. Am Dorfrand bog er nach der langen Waldlichtung ab, die bis an die Berge reichte...

Am Vortag, um die Mittagszeit, war Tschordon auf dem gleichen Braunen, den er vor den zweirädrigen Karren gespannt hatte, mit Holz diesen Weg entlang aus dem Wald zurückgeritten.

Zur Herbstzeit, wenn über Nacht der Frost einsetzen kann, gibt es gleichsam als Abschied zuvor noch helle, klare Tage. Vom Bergfuß her war diesmal die ganze Umgebung zu sehen. Dörfer im Tal mit dunklen durchsichtigen Gärten und weißen Häusermauern, in den Plantagen rötlicher stammtrockener Tabak, Traktoren, die den Herbstacker pflügten; hoch in den Lüften flog ein silbrig schimmerndes Flugzeug, und am Horizont über dem Talkessel der Stadt stieg graublauer, kerzengerade stehender Rauch in die Luft. Und über dieser ganzen Welt kreiste eine rasche, dunkle Welle schweigsamer Vögel.

Tschordon wußte, das waren Schwalben. Schon am Morgen, als er nach Brennholz gefahren war, hatten sie sich schwärmeweis auf die Telegrafenmasten gesetzt. In langen, langen Reihen hatten sie einander gegenüber gesessen und blieben so regungslos, eine wie die andere weiß-kohlig, eine wie die andere mit den gedrechselten Köpfchen und gespaltenen glitzernden Pfeilen der Schwänzchen, sitzen. Und in dieser Ansammlung der Schwalben lag etwas Feierliches, das durch seine Strenge und tadellose Schönheit bewegte. Das sind eben keine Spatzen, dachte Tschordon stolz.

Und nun flogen die Schwalben vor seinen Augen fort. Sie drehten Abschiedsrunden über der Erde, auf der sie den Sommer verbracht hatten, segelten in der Luft lautlos, zielbewußt, als riesiger, in der Sonne verschmelzender glitzendschwarzer Schwarm. Lange beobachtete Tschordon ihren Flug. Der Schwarm wurde immer kleiner, zerfloß im Azurblau des Himmels wie der Nachklang eines fernen Liedes in der Weite, und schließlich verwandelten sie sich zu einem winzigen dunklen Punkt. Die Schwalben flogen in unbekannte Gegenden. Unbegreifliche süße Wehmut brandete als trunkene Welle in seiner Seele auf, Tränen trübten ihm den Blick, der Alte sah nichts mehr, schaute aber noch immer zum Himmel und seufzte, selbst nicht recht wissend wonach, nach etwas Vertrautem und Verwandtem, unwiderbringlich Verlorenem.

Tschordon fuhr hoch aus seinen Gedanken, als in der Nähe Hufschlag erklang. Auf einem schnellen Roß sprengte jemand hügelan. Es war Saparaly, ein Greis aus dem Nachbardorf. Sie kannten einander nur flüchtig, waren sich nur manchmal auf Totenfeiern oder Festen begegnet. Saparaly wollte offenbar zu Besuch reiten. Er trug einen neuen Überrock, nagelneue Saffianstiefel mit neuen spitzschnäbeligen Galoschen, eine buschige Fuchskappe auf dem Kopf, und die Peitsche in seiner Hand war aus rotem Ebereschenholz.

„Warum so versonnen, Schmied?“ rief ihm der Alte laut, doch freundlich zu und straffte die Zügel, um anzuhalten.

Ja, einst war Tschordon Schmied gewesen.

„Die Schwalben ziehen fort“, murmelte der alte Tschordon verlegen.

„Was? Die Schwalben? Wo sind sie?“

„Sind schon fortgeflogen.“

„Na, mögen sie fliegen. Hast du Holz



geladen?“
„Ja, für den Wintervorrat. Und wohin willst du des Wegs?“
Auf Saparalys noch jung wirkendem rotwangigen Gesicht mit den schwarzen Brauen schwamm ein zufriedenes Lächeln.
„Zu meinem Sohn. Der ist doch Direktor vom Sowchos in Ak-Saj, am Fuß der Großen Berge.“
„Hab von Ak-Saj gehört, hab schon gehört“, sagte Tschordon kopfnickend.
„Nun reit ich also hin. Der Sohn ließ ausrichten: ‚Mag mein Vater‘, hat er gesagt, ‚auf zwei Tage kommen.‘ Zwar ist er dort Vorgesetzter, aber ohne uns Alte kommt man doch nicht aus. Der Enkel will heiraten. Da muß ich die Hochzeit vorbereiten, damit alles nach alter Sitte verläuft, es wird viele Gäste geben, und ich will ein Pferderennen veranstalten.“
Tschordon spürte plötzlich wieder seine jahrelange Sehnsucht, von der er bis an sein Lebensende nichts mehr erwähnen wollte, weil er sie in die Tiefe seiner Seele verbannt hatte, wo sie aber ewig in ihm lebte. Es war jene ungebetene Sehnsucht, die so schmerzhaft in ihm widerhallte, wenn die Schwalben fortflogen. Nun erhob sie sich mit neuer Macht in seiner Brust wie ein alles verzehrendes Feuer. Es war die Sehnsucht nach dem Sohn, der lange schon aus dieser Welt gegangen war; auch er hatte einst dort bei Ak-Saj gearbeitet und seinen Vater zu Besuch geladen. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, fiel Tschordon Saparaly ins Wort und sprach wie im Fiebertraum:
„Mich hat mein Sohn auch eingeladen.“
„Ist deiner etwa dort?“
„Ja“, antwortete Tschordon, vor Schreck eisige Kälte verspürend.
„Das wußte ich gar nicht“, sagte Saparaly, einfältig die Achseln zuckend. „Na gut, wenn das so ist. Wo sie auch sein mögen, gebe ihnen Gott Gesundheit. Leb wohl!“ Saparaly spornte sein Pferd und ritt weiter.
Da besann sich Tschordon. Die uferlose klingende Leere um ihn herum erschütterte ihn wie Donnergetöse: Was hab ich da gesagt! Ich hab gelogen! Wozu?
„Halt, halt, Saparaly!“ rief er und rannte ihm hinterher, um sich zu entschuldigen und ihm die Wahrheit zu sagen.
Saparaly wendete sein Pferd, fragte beunruhigt: „Was ist los? Ist dir was passiert?“ Tschordon holte ihn keuchend ein, wollte ihm alles erklären, doch da war wieder diese unwiderstehliche Macht: Der Wunsch, den Sohn als Lebenden in Erinnerung zu behalten, nachdem er so unerwartet in seinem eigenen Munde auferstanden war und nun bereits im Bewußtsein eines anderen Menschen lebte, ließen Tschordon nicht die Wahrheit sagen. Er wollte den Sohn ein wenig leben lassen, wenigstens einige Minuten. Dann würde er es sagen, es hatte ja noch Zeit...
„Hast du nicht ein bißchen Tabak“, flehte Tschordon verlegen. „Ach, daß der Feind dich niedersäble! Hast du mich aber erschreckt!“ Saparaly seufzte erleichtert auf und langte in seine Tasche, um etwas Tabak hervor zu kramen. „Komm, halt die Hand auf! Ich kenn’s an mir selber, das verdammte Tabaklaster“, sagte er. „Warum zittert deine Hand, Schmied? Bist alt geworden.“
„Ja, hab den ganzen Krieg über den Hammer geschwungen, und nun das Alter noch dazu“, antwortete Tschordon. „Verzeih, daß ich dich aufhalte.“
„Na, schon gut. Schön, dann reit ich weiter.“
„Guten Weg!“ sagte Tschordon.
Als Saparaly sich entfernt hatte, stand Tschordon noch eine Weile versonnen am Wege, dann öffnete er die Hand, streute den Tabak auf die Erde und ging zurück zu seinem Karren.
Er ging gemächlich, mit hängendem Kopf. „Was hab ich da angestellt! Bin wohl ganz von Sinnen!“ flüsterte er, dann blieb er mitten auf dem Wege stehen, sah sich gedankenverloren um und schaute lange in den hohen Himmel über den großen Steppen, dahin, wo die Vogelschwärme geflogen waren. Und flüsterte: „Nein, ich habe einen Sohn, er lebt.“ Und dann schrie er plötzlich vor Schmerz ganz heiser: „Ich habe einen Sohn, er lebt, und ich fahre auch zu meinem Sohn, ich werd ihn sehen, werd ihn sehen!“
Auf dem ganzen Weg bis zu seinem Dorf versuchte Tschordon sich einzureden, daß er sich weniger aufregen sollte, denn Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen. Und doch entbrannte der Wunsch, zu jenem Ail zu reiten, wie eine Feuersbrunst in ihm. Die Begegnung mit Saparaly war für ihn nur ein zufälliger Funke, und nun entstand der Sohn in Tschordons Bewußtsein schon als unabhängige Gestalt, die Jahre waren seltsam von ihrem Platz gerückt. Ersehntes wurde zur Wirklichkeit, Phantasie zur Realität. Er malte sich beispielsweise seine Ankunft aus, wie in jenem Ail der Sohn ihn aufnehmen würde und wovon sie sprechen könnten. Er würde ihm gewiß erfreut entgegenkommen und sagen: „Vater, endlich bist du da!“ Warum bist du so lange nicht gekommen? Wie viele Jahre sind verstrichen: zwanzig oder mehr? Oder hattest du keine Sehnsucht nach mir?“
„Aber gewiß hab ich michgesehnt! Sehne mich mein Leben lang. Verzeih, daß ich dich so lange warten ließ, ich konnte immer nicht abkommen. Weißt ja selber, die Mutter ist

gestorben — sie mußte begraben werden. Nachdem du im Krieg gefallen warst, wurde sie bettlägerig und ist nicht mehr aufgestanden. Nun aber bin ich hier, dein Andenken zu ehren. Kam, um mich vor den Menschen zu verneigen, unter denen du gelebt hast. Will mich verneigen vor der Erde und diesen Bergen, vor der Luft, die du geatmet hast und dem Wasser, was du getrunken..."

Vergeblich suchte Tschordon sich zu erinnern, doch er kam nicht auf den Namen des Jägers, in dessen Haus sein Sohn Sultan gewohnt hatte. Er wußte nur, daß er ein guter Mensch gewesen ist, den der Sohn gern gehabt hat. Der Jäger mußte jetzt gewiß an die siebzig sein. Ob er noch lebt oder schon gestorben ist? Er hatte oft ausrichten lassen, Tschordon solle ihn besuchen und mit einem gefangenen Königsadler auf Jagd gehen.

Ja, er mußte zu diesem Mann reiten. Sollte der Jäger inzwischen gestorben sein, mußte sich Tschordon vor seiner Asche verneigen, lebte er aber noch, würde er ihm die Hand drücken und für die Fürsorge um Sultan danken. Nur an eines verbot sich Tschordon zu denken. Er scheute sich daran zu denken, weil das alles schon längst bedacht und überlegt worden war. In schlaflosen Nächten wie bei der Arbeit in der Schmiede hatte dieser Gedanke mit jedem Hammerschlag auf dem Amboß mitgeklungen, er war im Schmiedefeuer geschmolzen und im Wasser gestählt. Und bei sich selber hatte er längst entschieden, daß Gott allein sein Urteil sprechen würde, ob Tschordon recht hatte oder nicht... Würde ihm im Jenseits ein Wiedersehen mit dem Sohn gewährt, so würde er ihm alles berichten, wie es war... Doch um Vergebung wird er nicht bitten, nein, das nicht. Selbst damals als seine Töchter in der Stadt ihm jene ungeheuerlichen Worte ins Gesicht schleuderten, hat Tschordon nichts bereut, sondern nur geschwiegen... Und sie tragen ihm jenes schreckliche Ereignis bis jetzt nach. Das war damals gewesen, als Sultan vom städtischen Bahnhof an die Front fuhr.

Im Oktober 1941 war jemand in Tschordons Schmiede gerannt gekommen und hatte gesagt: „Schnell, geh heim, dein Sohn ist da, um Abschied zu nehmen!" So, wie er gerade war, im versengten Schmiedeschurz mit Brandlöchern, war Tschordon eilig losgerannt. In seinen Ohren klangen noch die Hammerschläge. Er ging rasch die Straße entlang und konnte es nicht recht glauben: Der Sohn war eigentlich noch zu jung zur Einberufung. Aber es stimmte. Sultan war auf einem fremden Pferd hergeritten, um die kranke Mutter zu sehen. Den Vater bat er, zum Abschied in die Stadt zu kommen, auf den Bahnhof!

In die Stadt ritt Tschordon im Galopp. Er legte etwa dreißig Kilometer so geschwind zurück, daß das Pferd unterwegs beinahe zuschanden ging. Was er zuerst sah, benahm ihm fast den Atem: Menschengewimmel und heilloses Durcheinander am Bahnhof! Wer da alles kam und was da los war! Lastwagen mit roten Spruchbändern an den Seitenplanken, leichte Fuhrwerke, ochsenbespannte zweirädrige Karren mit Heu und Stroh, ausgespannte und gesattelte Pferde, und auf den Schienen Lokomotivgepfeif und Waggongeratter. Und inmitten all dieses Gewimmels — Leute aus den Dörfern, aus der Stadt, alte, junge und Kinder...

Tschordon saß ab, pflockte das Pferd an das erste beste Fuhrwerk inmitten einer Menge anderer Pferde und ging den Sohn suchen. Man sagte ihm, die jungen Rekruten seien im Park vorm Bahnhof versammelt und dürften nicht weg, weil bald der Abtransport nahe. Da schlug er sich zum Park durch. Dort nahmen Kolonnen Aufstellung, Kommandos ertönten, der Appell war in vollem Gange! Verwirrt stand Tschordon da: Wie sollte man hier jemand finden? Plötzlich hörte er in seiner Nähe rufen: „Vater, Vater! Komm hierher!" Beide Töchter winkten ihm zu. Sie standen am Parkeingang. Als er sich zu ihnen durchgezwängt hatte, erkannte er den Sohn in einer Kolonne hinter der Umzäunung. Auch dieser hatte den Vater bemerkt und winkte ihm lächelnd zu. Er lächelte irgendwie gespannt, ja verlegen. Der Sohn tat ihm leid. Er war ja noch ganz jung und bartlos, dem Äußeren nach noch ein Jungchen. In ihm erkannte Tschordon sich selbst; auch der Sohn würde ein kräftiger, stattlicher Mann werden.

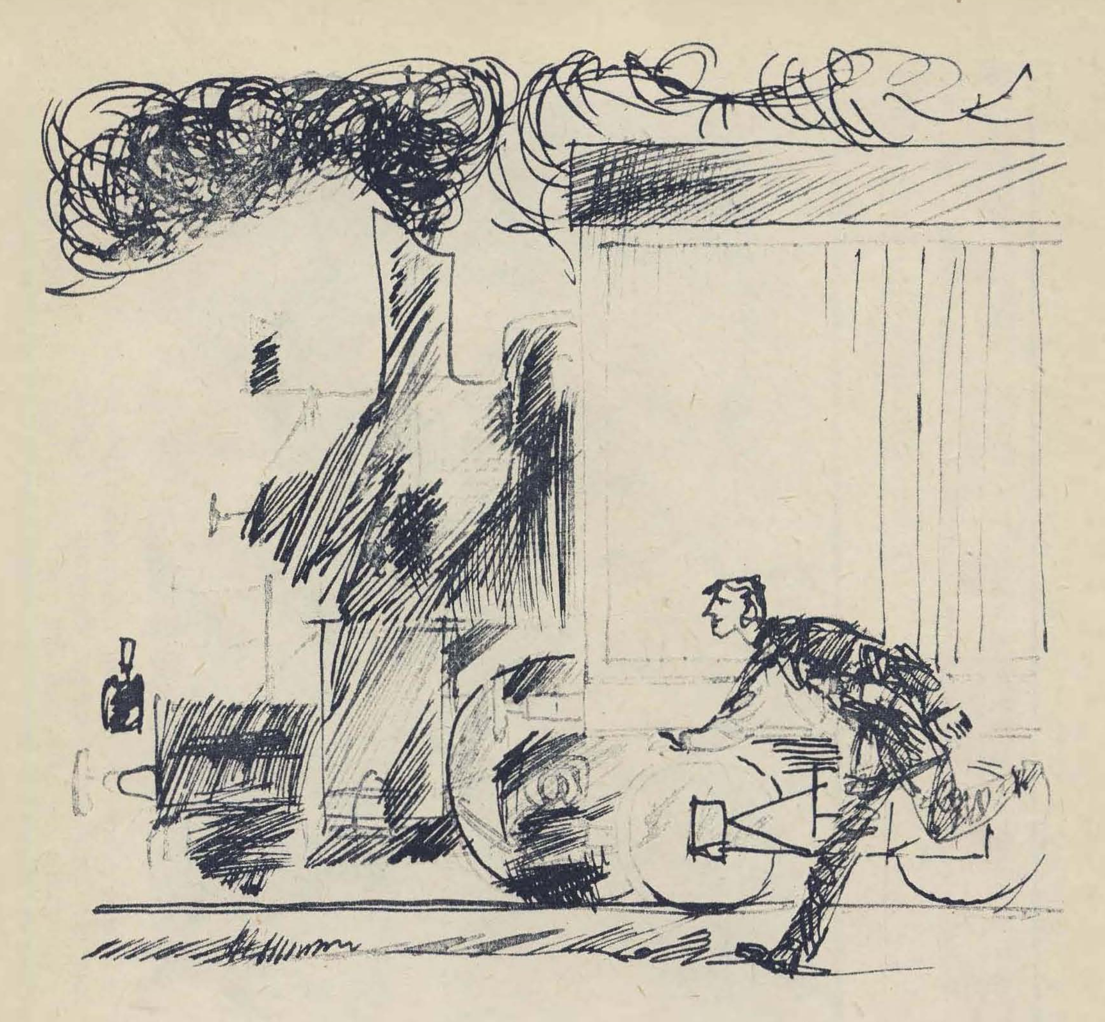
Wenn er später an den Sohn dachte, grübelte Tschordon oft, was denn an ihm gewesen ist, das er so achtete. Er liebte ihn nicht nur — lieben tut sein Kind jeder. Er aber achtete Sultan schon in dessen Kindheit als gleichberechtigten Menschen, obgleich der Junge mitunter eine tüchtige Range gewesen ist, ein Heißsporn, aber mit der Zeit, meinte Tschordon, müßte sein Charakter sich festigen. Man soll einen Menschen nicht hindern, ihm nicht mit Belehrungen in den Ohren liegen, dann findet er selber seinen Weg. Vielleicht war das die Ursache seines späteren Zerwürfnisses mit den Töchtern. Sie beide, die ältere Sejnesch und Aslike, die jüngste, hatten in der Stadt gelernt. Danach heirateten sie und wurden zu Städterinnen. Sie holten auch Sultan in die Stadt, wo er die Pädagogische Fachschule besuchte und dann ein Jahr als Lehrer arbeitete...

Als Tschordon endlich die Töchter erreicht hatte, zerrten sie ihn aus irgendeinem Grund aus der Menge weg. Verschwitzt und wütend

schmähten sie halblaut den Bruder, ob seines Ehrgeizes, nannten ihn einen grünen Jungen und Dummkopf.
„Weißt du, daß er als Freiwilliger geht?"
„Nein", sagte Tschordon ehrlich erstaunt. „Na, und wenn schon?"
„Also, wir haben im Kreis angerufen beim Kriegskommissariat, und da stellte sich heraus, er hat selber ‚drum gebeten. Hat ein Gesuch eingereicht und sich an die Front gemeldet. Verstehst du?"
„Er ist doch noch viel zu jung! Verstehst du, worum es geht?"
„Also hält er es für seine Pflicht."
„Für seine Pflicht?" Und schon fielen die Töchter, einander unterbrechend, über den Vater her. „Wie kannst du, Vater, nur so begriffsstutzig sein! Es genügt doch, wenn unsere Männer hinaus gehen. Ist ja noch ungewiß, ob sie zurückkommen. Reicht ja wohl, daß wir allein geblieben sind, und nun prescht er, der Letzte aus unserer Familie, auch noch unaufgefordert an die Front." „Der wird dort umkommen wie'n Vogeljunges. Das ist schwerer als Pionierleiter spielen." „Er soll zurücktreten, wird schon noch an die Reihe kommen. Du allein kannst es ihm ausreden."
„Nein, wartet", murmelte Tschordon. Es fiel ihm in dieser Umgebung schwer, den Töchtern richtig klarzumachen, daß man von einem Menschen so etwas nicht verlangen kann. Wie wird er denn von seinem Wort zurücktreten? Wie soll er denen in die Augen sehen, neben denen er bereits in Reih und Glied angetreten ist? Was werden sie von ihm denken, und was soll er später von sich selber denken?
„Das ist irgendwie peinlich, er wird sich schämen", sagte Tschordon.
„Wer schert sich darum, und wer kennt ihn denn hier schon. Du lieber Gott, wer braucht ihn denn zu kennen!"
„Dafür kennt er sich selber", wandte Tschordon finster ein. „Und das ist die Hauptsache."
„Ach, laß doch, Vater, er ist ja noch ein kleiner Junge. Geh, geh nur, ehe es zu spät ist."
Da kam das Volk in Bewegung, man lärmte und drängte zur Seite. Es ging zum Abtransport an den Zug. Die Töchter krallten sich an Tschordons Ärmel fest, bedrängten ihn, schrien: „Komm schnell, zum Kommissar! Er ist auf dem Bahnhof! Du mußt den Sohn retten!"
„Vater, gehen wir um unserer kranken Mutter willen! Erzähl dem Kommissar von der Mutter, sag, daß sie im Sterben liegt." Bei diesen Worten kam Tschordon ins Schwanken. Und sie zogen ihn durch die Menge der Geleitenden zum Bahnhof. Zum Bahnhofsgebäude führte eine hohe Steintreppe vom Vorplatz hinauf. Die Töchter zerrten den Vater mitten durch dampfende, schwitzende Leiber, vorbei an Hunderten von Augen, die blind waren vom Kriegsleid und tränenverhangen, durch Mut und Verzweiflung der abschiednehmenden Menschen, durch Trommelschläge und den Klang der Militärmusik, durch Abschiedsrufe der Soldaten auf dem Platz...



Obzwar Tschordon sehr gut verstand, daß die Schwestern es mit ihrem Bruder, mit der ganzen Familie nur gut meinten, daß sie ihn liebten und deshalb schonen wollten, wallte in ihm eine dumpfe Wut hoch gegen die Töchter, die ihn soweit brachten, hinter dem Rücken des Sohnes über dessen Willen und selbständige Tat zu verfügen, daß er in ihm die Menschenwürde tötete. Sie aber zogen ihn höher, immer höher die Stufen hinauf und bahnten den Weg durch die brodelnde Menge. Oben auf der Höhe erkannte Tschordon schließlich die marschierende Kolonne, in der auch sein Sohn sich befand. Sultan marschierte im letzten Glied. Tschordon erkannte ihn sofort und sah, daß der



Bursche sich nach allen Seiten umsah. Er suchte unter all den Menschen nach seinem Vater und den Schwestern.
Als sie das Dienstzimmer des Bahnhofsvorstehers erreicht hatten, in dem der Kommissar saß, stießen die Töchter Tschordon zur Tür: „Geh, geh schon, sag, daß du der Vater bist, erzähl von der Mutter! Sag ihm, er hat sich's nicht reiflich überlegt, er ist ja noch ein Bübchen. Bitt ihn recht schön, daß sie ihn aus dem Transport herausnehmen!"
Tschordon mußte sich vor den Leuten schämen, obzwar ihm keiner Beachtung schenkte. „Ich bin's nicht gewöhnt, ich geh so nicht", weigerte er sich auf einmal kategorisch.
„Nein, du wirst gehen!"
„Wenn du's nicht wagst, gehen wir selber!" Und bar aller Geduld rannten die Töchter gegen die Tür des Kommissars.
„Wagt es ja nicht, hiergeblieben!" Tschordon ergriff sie bei den Armen und zerrte sie zum Ausgang.
Er zog sie mit schrecklicher Gewalt, zerrte sie durch die Menge wieder die Treppenstufen hinab. Und da hörte er von ihnen das, was selten ein Mensch von seinen Kindern gesagt bekommt:
„Du jagst deinen Sohn in den Tod! Sei verflucht, du bist uns kein Vater mehr!" „Ja, du bist nicht mehr unser Vater!" bestätigte die andere.
Langsam löste der erbleichte Tschordon seine Fäuste, ließ ihre Hände aus seinen Fingern gleiten und stürmte, die Leute auseinanderschiebend, auf den Platz. Er rannte, sich von dem Sohn zu verabschieden, raste durch Tumult und Geschrei auf den Bahnsteig, zum Verladeplatz. Aber der Zugang war bereits gesperrt.
Tschordon schaute, ans Gitter des Bahnsteigs gepreßt, über das Meer der Köpfe hinweg auf die roten Waggons des endlosen Zuges. „Sultan, mein Sohn, Sultan, hier bin ich! Hörst

Fortsetzung auf Seite 94

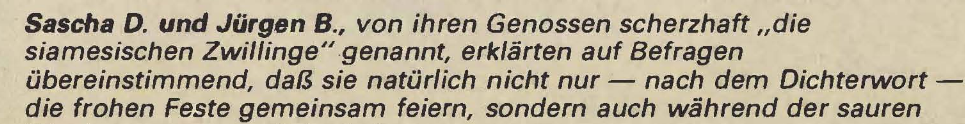
EXTRABLATT

Durch die Blume gesagt

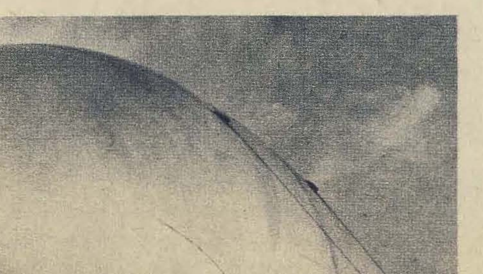
Vom Festivalfieber erfaßt

Daß Fieber etwas durchaus Gesundes und sogar Angenehmes sein kann, erfuhr unser G. B.-Sonderberichterstatter bei einer Blitz-Information in den Bruderarmeen des Warschauer Vertrages. Fieberhafte letzte Vorbereitungen kennzeichen die Festivalatmosphäre unter den Waffenbrüdern; und Reisefieber schüttelt all jene, die sich durch hervorragende Leistungen eine Fahrkarte nach Berlin erkämpften. EXTRABLATT veröffentlicht exklusiv Initiativen und Meinungen, die es verdienen, an dieser Stelle hervorgehoben zu werden.





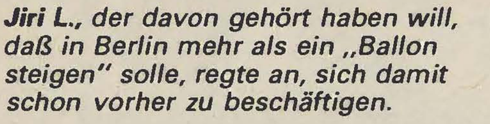
Sascha D. und Jürgen B., von ihren Genossen scherzhaft „die siamesischen Zwillinge" genannt, erklärten auf Befragen übereinstimmend, daß sie natürlich nicht nur — nach dem Dichterwort — die frohen Feste gemeinsam feiern, sondern auch während der sauren Wochen unzertrennlich sind.







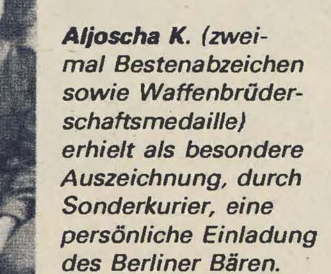




***Jiri L.**, der davon gehört haben will, daß in Berlin mehr als ein „Ballon steigen" solle, regte an, sich damit schon vorher zu beschäftigen.*

***Istvan P.** (vorn) ist davon überzeugt, daß auch durch das Treffen der Weltjugend einigen politisch Schwerhörigen und historisch aus dem Takt Geratenen vom Bonnservatorium und ähnlichen Instituten deutlicher werden dürfte, wo heutzutage die Musik spielt.*

***Elzbieta R.** (rechts vorn) und ihre Kommilitoninnen an der Fakultät Militärisches Wissen verpflichteten sich, mindestens bis zu den XX. Weltfestspielen die Verbindung zur Jugend zu halten.*



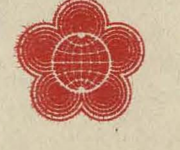
***Aljoscha K.** (zweimal Bestenabzeichen sowie Waffenbrüderschaftsmedaille) erhielt als besondere Auszeichnung, durch Sonderkurier, eine persönliche Einladung des Berliner Bären.*



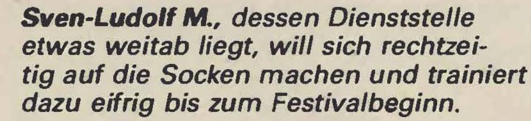
Ferenc F. *entwickelte den interessanten Gedanken, die Mitglieder der einzelnen Delegationen nach dem Alphabet zu ordnen und ihre Kopfbedeckungen entsprechend zu kennzeichnen. Man habe es dann leichter, erklärte er, auch im Gedränge festzustellen, ob noch alle beisammen seien.*



Władisław S.
freut sich besonders auf die Besteigung des Berliner Fernsehturmes und probierte schon einmal den Ausblick aus größerer Höhe.

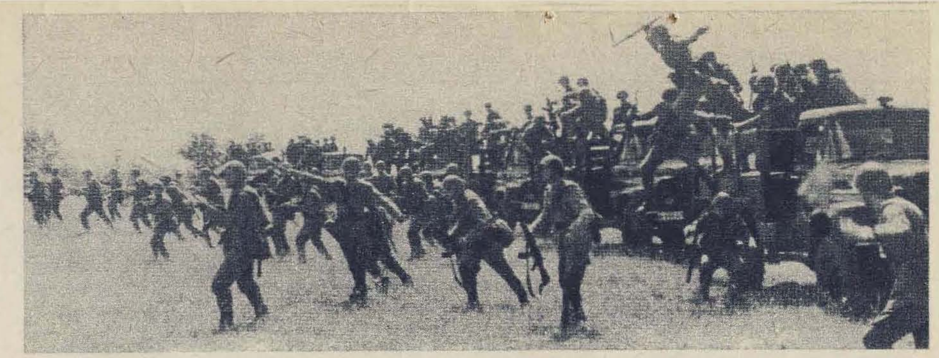






***Sven-Ludolf M.**, dessen Dienststelle etwas weitab liegt, will sich rechtzeitig auf die Socken machen und trainiert dazu eifrig bis zum Festivalbeginn.*

***Todor W.**, dem ansonsten jede Schaumschlägerei zuwider ist, beherzigt nun mehrmals täglich die Worte seines Kommandeurs, daß es auf jeden ankomme, um die X. Weltfestspiele ein glanzvolles Ereignis werden zu lassen.*



***Ion G.** hatte großen Erfolg mit seinem Vorschlag, im Hinblick auf überfüllte Verkehrsmittel rechtzeitig das schnelle Ein- und Aussteigen zu üben.*





Aus unserem Jahrestagskalender
6. August: Tag der rumänischen Seestreitkräfte — 13. August: Tag der bulgarischen Flotte — 18. August: Tag der sowjetischen Luftflotte — 23. August: Tag der polnischen Luftstreitkräfte — 27. August: Tag der bulgarischen Grenztruppen

57 Mann, und zwar 28 Berufsoffiziere, 2 Ärzte und 27 Unteroffiziere, zählt der feste Kaderbestand der luxemburgischen Streitkräfte. Hinzu kommt ein Freiwilligenkorps mit 5 Offizieren und 418 Soldaten. Ein Leutnant als Musikmeister, 52 Unteroffiziere und 8 Aspiranten bilden das Militärorchester des Großherzogtumes. Luxemburg gehört der NATO an und stellt ein leichtes Infanteriebataillon mit 17 Offizieren, 45 Unteroffizieren und 258 Soldaten.



Reparaturbedürftige SPW der US-Army, die nach ihrer Instandsetzung in Japan wieder in Vietnam eingesetzt werden sollten, nehmen nun ihren Weg in andere Stützpunkte. Laut einer Einschätzung der Moskauer „Prawda" wird die militärische Präsenz der USA im Fernen Osten und in Südostasien auch nach dem Scheitern der Vietnam-Aggression nicht etwa vermindert, sondern reorganisiert und erweitert. Gegenwärtig sind 259 000 Amerikaner auf Militärbasen in Thailand, Südkorea, Japan, auf Taiwan und den Philippinen sowie auf Schiffen der 7. Flotte stationiert. Als wichtigster „Flugzeugträger" der USA in Südostasien wird Thailand angesehen,



Ein Umstandskleid zur Dienstuniform entwickelten dänische Militärschneider. Anlaß dazu gab die Schwangerschaft einer Berufs-Matrosin der Königlich Dänischen Seewehr, die zu einer neuformierten Einheit von Marinehelferinnen gehört. In der dänischen Marine dienen überwiegend Berufssoldaten (3800, bei 3200 Wehrpflichtigen). Hinzu kommen 2000 männliche und 1000 weibliche Freiwillige der Marineheimwehr.

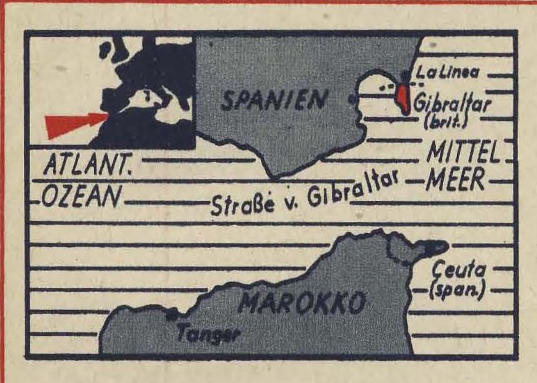


Ein regionales Verteidigungssystem zur Abwehr des verstärkten imperialistischen Druckes schlugen Militärexperten aus 15 Ländern der Organisation der Afrikanischen Einheit (OAE) vor. Gleichzeitig wurde Übereinstimmung über die Notwendigkeit einheitlicher Ausrüstung und Ausbildung in den Armeen erzielt. Der Kontinent soll in drei Militärbezirke eingeteilt werden: einen nordöstlichen, nordwestlichen und zentralöstlichen. Es ist ein vereinigtes Militärkommando geplant, dem jedes der zugehörigen Länder Truppenkontingente entsprechend seinen Möglichkeiten unterstellt.





Mit Erschütterungen und Eruptionen — allerdings in sozialer Hinsicht — rechnete der Diktator Nikaraguas, General Somoza, bereits vor dem furchtbaren Erdbeben in seiner Hauptstadt Managua. Er ließ die 6000 Mann starke Nationalgarde von seinen amerikanischen Freunden aufs modernste ausrüsten und nutzte dann die Naturkatastrophe, um speziell unter seinen politischen Gegnern für „Ruhe und Ordnung" zu sorgen. Besonders taten sich dabei die „Fachleute zur Aufruhrbekämpfung" hervor. Nikaragua gehört zu den Ländern mit niedrigstem Lebensstandard. Fast die gesamten Bananenplantagen, 90 Prozent des Holzeinschlages, des Fischfangs und des Bergbaus sowie 50 Prozent des Binnenhandels liegen in den Händen nordamerikanischer Monopole.



Die Felsenfestung Gibraltar, seit 270 Jahren Zankapfel zwischen London und Madrid, ist erneut Gegenstand von Verhandlungen über die Rückgabe an Spanien. Nach den spanischen Erbfolgekriegen 1704 an England gefallen, wurde die 6 Quadratkilometer große Halbinsel britische Kronkolonie. Der Gouverneur ist zugleich Kommandant der Festung, die gegenwärtig als wichtiger Luft- und Flottenstützpunkt der NATO gilt. Der Streit um Gibraltar spitzte sich im Juni 1969 besonders zu, als Madrid gegen die Festung Blockademaßnahmen verhängte.





Örtliche Bewaffnete Kräfte (Forças Armadas Locales — FAL) wurden in den befreiten Gebieten Guinea-Bissaus zur Entlastung und Unterstützung der Streitkräfte aufgestellt. Sie tragen Milizcharakter, sind der Zivilverwaltung unterstellt und haben vor allem die Dörfer und Produktionsstätten vor Überfällen zu schützen. Sie sind mit automatischen Handfeuerwaffen, Panzerbüchsen sowie Granatwerfern ausgerüstet und werden regelmäßig militärisch ausgebildet. Einheiten der neuformierten FAL nahmen bereits an Operationen gegen portugiesische Garnisonen teil.

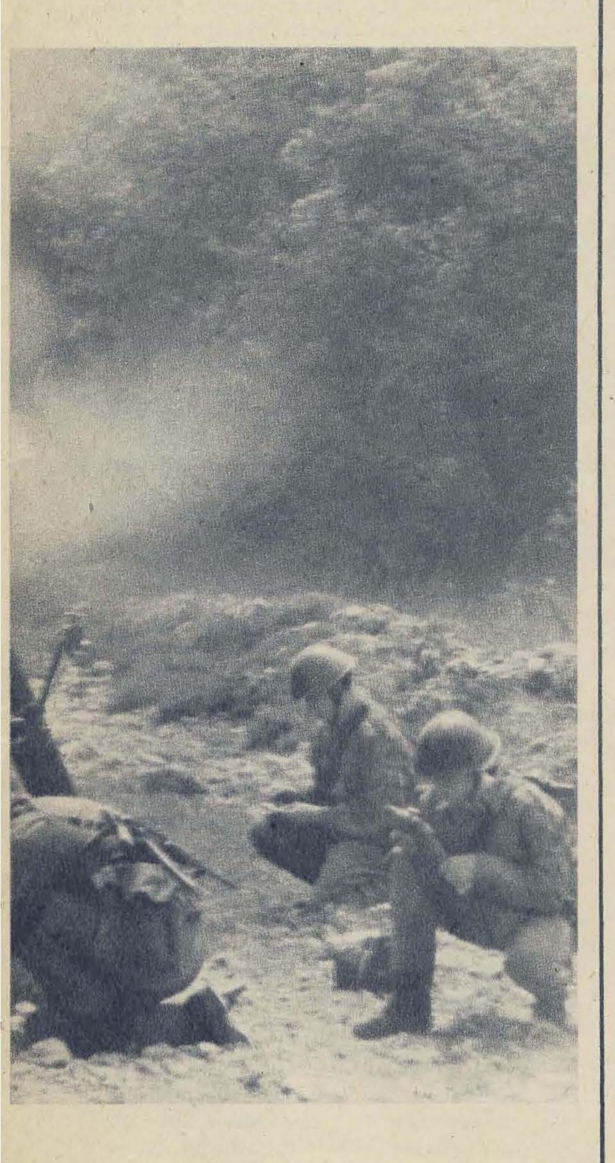
Major Lothar Kitzing

Wandlung



am Hinterhang

„Atomalarm! Gas! Vollständige Schutzausrüstung anlegen!" Das laute Kommando des Batteriechefs durchschneidet grell die winternächtliche Stille. Sofort wird es am Hinterhang lebendig. Dunkle Gestalten stürzen aus Erdlöchern, werfen sich in die Schutzbekleidung und stülpen in Windeseile die Maske über. Eine gespenstische Szenerie: Das ist ein Gebeuge und Gewinde von Körpern, ein Schwenken von weiten, planeartigen Hüllen. Die stumme Hast, mit der das alles geschieht, erhöht noch den Eindruck einer rituellen Bewegungsorgie tanzender Derwische. Doch das Ganze dauert nur wenige Minuten. Einer nach dem anderen verschwindet wieder in seiner Grube, und bald liegt erneut Totenstille über dem Berg. Aber der Schein trügt. Die Soldaten der Batterie Kegel, die seit vier Uhr früh fröstelnd, hungrig und ermüdet in ihren Schützenlöchern hocken, sind jetzt wieder hellwach und horchen hinaus in den aufdämmernden Februarmorgen. Sie haben hier im Übungsgelände mit ihren Granatwerfern Stellung bezogen und sich tief eingegraben, um im geeigneten Moment einer vor ihnen handelnden mot. Schützenkompanie Feuerunterstützung zu geben. Das verlangt Maßarbeit. Wann endlich wird über Funk das Feuerkommando kommen? Diese Ungewißheit versetzt vor allem die Genossen des 1. Diensthalbjahres in gespannte Erwartung, da sie zum ersten Mal am scharfen Schießen teilnehmen, und das Herzklopfen kommt nicht nur von dem Atemluftmangel unter der Maske.
Auch Unterfeldwebel Thomas Dietrich, der schwarzhaarige, untersetzte Einundzwanzigjährige — seit drei Monaten als Zugführer des zweiten Feuerzuges kommandiert — hat diesmal Lampenfieber. Er nahm in seinen drei Dienstjahren bisher schon oft an ähnlichen Übungen teil, und den Werfer sah er in dieser Zeit fast aus jeder Perspektive — als Munitions-, Lade- und Richtschütze und als Werferführer. Aber heute kommt es auf ihn besonders an. Die Batterie will den ersten Platz im Wettbewerb des Bataillons halten. Deshalb hat der Batteriechef ihn zur Lösung der anstehenden komplizierten Werferaufgabe „unter Schutz" befohlen. Außerdem ist es seine Abschiedsvorstellung, denn in wenigen Wochen geht er nach Hause und wieder zurück in seinen Beruf als Agrotechniker. Zwischenprüfung und Abgangszeugnis in einem — das ist schon etwas aufregendes. Geackert hat er ganz schön mit seinem Zug. Er könnte heute mit jeder Bedienung glänzen, aber er wird heute mit dem Kollektiv schießen, das die meisten Wachstumsschwierigkeiten durchgestanden hat. Wird es mit dieser 6. Bedienung auch keine Panne geben? Geht er nicht ein Risiko ein? Doch das ist er ja schon vor 90 Tagen eingegangen,



als er jenen zwei Abiturienten und dem Diplomlehrer einen Achtklassenschüler und Nicht-FDJler als Unteroffizier und Werferführer zuwies. Die Genossen haben sich zwar gut entwickelt. Erst heute wird sich aber herausstellen, ob er damals richtig entschieden hat und was die 6. Bedienung auch in einer echten Bewährungssituation bringt.
Thomas Dietrich schaut auf das Leuchtzifferblatt. Zehn Minuten nach fünf. Wird wohl noch eine Weile dauern. Gottseidank, der Nebel hat sich verzogen. Eine günstige Ausgangsposition für Unteroffizier Matiascheks Mannen. Nun kann eigentlich gar nichts schiefgehen. Meine Güte, wenn er daran denkt, wie die vor einem Vierteljahr angefangen haben! Unwillkürlich kommen ihm einige Episoden in den Sinn...

⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙⊙

Gefreiter Dähne betritt die Stube und knallt die Tür so heftig hinter sich zu, daß die Soldaten aus ihrem kurzen Mittagsschlummer fahren. „Was ist denn los, Dähne? Wo brennt's denn?" Der baumlange zwanzigjährige Gefreite macht ein bitterböses Gesicht. „Eine schöne Scheiße", sagt er wütend. „Wißt ihr, wen sie mir, d. h. uns als Werferführer vor die Nase setzen wollen? Den Matiaschek, diese tote Hose. Unsereiner ist monatelang K 1 und schon oft als Werferführer eingesprungen, qualifiziert sich obendrein in dieser Funktion auf Vier-Wochen-Lehrgang, und dann nimmt einem ein gerade erst zuversetzter, vergammelter Unteroffizier die Chance weg. Na, ich mache mir keinen Rüssel mehr!"
Eine Weile ist es still. Dann purzeln die Kommentare der anderen Stubeninsassen durcheinander: „So eine Gemeinheit!" — „Den haben sie doch bloß versetzt, weil er nichts gebracht hat." — „Der soll 'ne Befehlsverweigerung verzapft haben."
„Nun haltet doch mal die Luft an, Leute!"
Die sonore, ruhige Stimme des Soldaten Günther Koch erfüllt den Raum und läßt die anderen verstummen. Der 26jährige Diplomlehrer ist der älteste Wehrpflichtige der Batterie und durch seine freundschaftlich-hilfsbereite Art die unumstrittene Soldaten-Autorität des zweiten Zuges. „Ich kann dich ja verstehen, Hektor", wendet er sich an Jürgen Dähne, „kein Siebenuhrfrühausgang, keine Vierzigmarkzulage in Aussicht — das ist nicht schön. Aber noch hast du diese Vergünstigungen nicht gehabt. Und denk' doch mal in einem größeren Zusammenhang. Matiaschek ist nun mal Unteroffizier und hat die Schule besucht. Vielleicht hofft Unterfeldwebel Dietrich: Wenn aus dem noch was wird, dann nur, wenn er Genossen um sich hat, die wie du, Jürgen, fachliche Kanonen sind. Oder wo klar ist, daß er mit dem Dienstgrad

allein nicht durchkommt. Schließlich bist du in der FDJ-Leitung. Na also! Und das ‚keinen Rüssel mehr machen' meinst du doch sowieso nicht ernst. Du bist von Natur ein Durchreißer." Koch lächelt sein Gegenüber an. „Bist 1,93. Unser ‚Größter'. Deine Empörung nehme ich dir nicht übel. Hektor, der Held aus dem alten Troja, konnte sehr zornig werden, aber kleinmütig war er nie. Als Abiturient mußt du das wissen. Du wirst deinem Spitznamen doch keine Schande machen. Oder?"
Der Angesprochene schneidet Koch eine komische Grimasse. Seine Wut ist verraucht. „Na bitte, schon klar", konstatiert Koch befriedigt. Dann wendet er sich wieder an alle: „Was hat er eigentlich in seiner früheren Einheit konkret ausgefressen? Das wissen wir nicht. Und warum ist er so lustlos? So verschlossen? Ja, fast mißtrauisch? Wer weiß, vielleicht hat ihm jemand in der Armee oder woanders mal empfindlich auf die Zehen getreten. Auf alle Fälle ist er kein Brüllaffe, und auch sonst macht er den Eindruck, als ob man mit ihm reden kann. Vielleicht wartet er nur auf so was."
Gefreiter Dähne winkt geringschätzig ab. „Du findest an jedem was Gutes, du Makarenko. Du hast gut reden, dich betrifft es ja kaum." Da mischt sich Soldat Holger Franke ein. Der blonde bescheidene Neunzehnjährige aus Oranienbaum hat bis jetzt nur zugehört: „Doch, Hektor, doch, uns trifft es auch, nicht nur dich allein. Wenn du unser Werferführer geworden wärst, wäre ich K 1, und Günther K 2 geworden. Dem stinkt der K 3 sowieso schon mächtig an, stimmt's? Aber einen großen Vorteil hat das Ganze. Wir drei werden endlich jeder nicht mehr als Springer mal bei der vierten, mal bei der fünften Bedienung mitpusseln. Wir sind jetzt unsere eigene sechste Bedienung und können zeigen, was in uns steckt. Und den Matiaschek..."
„Fertigmachen zum Dienst!" Das Kommando des UvD bricht die Szene abrupt ab.

◎◎◎

„...Deswegen brauchst du doch nicht gleich das Mobilar zu zertrümmern", scherzt Koch, als Franke im Eifer des Erzählens gestikuliert und dabei den Blechaschenbecher vom Tisch stößt. Aber jener ist so in Fahrt, daß er den Einwurf falsch deutet: „Mach du erst mal Läufer bei Matiaschek als UvD. Dann redest du anders... also", nimmt er den von Koch unterbrochenen Faden wieder auf, „da ist Matiaschek zwei geschlagene Stunden weggeblieben, während ich dastand und mich nicht vom Fleck und vom Telefon rühren konnte. Andere sagen auch, daß er als UvD die Gewohnheit hat, sich abzuseilen und alles auf den Läufer abwälzt. Und wenn er mir etwas befohlen hat, dann so ohne Wärme, barsch und unfreundlich. Das behagt mir nicht. Immerhin ist er ja nun schon acht Tage mit uns zusammen. Vielleicht bin ich etwas von zu Hause verwöhnt, aber wenn meine Eltern auch nur Arbeiter sind, wir Kinder sind an ‚bitte' und ‚danke' gewöhnt. Hier dagegen wird auf einem rumgehackt, wo ein freundliches Wort schon ausreichen würde. Zum Beispiel heute früh, als ihr zum Polit gewesen seid, und er wieder irgendwo rumschwirrte, habe ich mir nur mal ein frisches Taschentuch aus dem Spind geholt. Da kam er gerade dazu und hat mich angeknurrt, was mir einfiele, mich vom Läuferdienst zu entfernen. Und als er meinen Spind sah: ‚Wie sieht denn Ihr Spind schon wieder aus? Unmöglich!'"
„So, hat er das gesagt?" Soldat Koch streicht sich das Kinn. Dann tritt er an Frankes Spind. „Darf ich mal? Na ja, ganz vorschriftsmäßig ist es nicht mehr. Hier, die Bücher gehören in diese Ecke."
„Du nimmst alles so gelassen", erregt sich Jürgen Dähne. „Hab ich es dir nicht vorher gesagt? Der spinnt nicht so mit, wie wir uns das vorstellen."
Soldat Koch wiegt sinnend den Kopf hin und her. „Von allein wird er sich nicht ändern. Das stimmt. Aber so einfach an den Vorgesetzten herangehen und sagen, ‚Genosse Unteroffizier Matiaschek, Sie müssen als UvD nicht alles auf den Läufer abwälzen', das geht auch nicht. Schade, man kommt ja so schlecht an ihn ran. Noch nicht ein einziges Mal hat er sich nach Dienst hier auf unserer Stube sehen lassen. Im Klub ist er auch nicht zu finden. Und auf FDJ-Versammlungen ist er nicht dabei, weil er nicht drin ist. Überlegt mal, wie man das ändern kann. Auf keinen Fall, wenn wir ihm die kalte Schulter zeigen. Im Gegenteil, wir müssen ihn einbeziehen. Ein Vorgesetzter kann nicht von ‚außen' dirigieren. Er muß im Kollektiv stehen, gewissermaßen auf Tuchfühlung, wenn er was voranbringen will. Aber wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, dann muß eben der Berg zum Propheten kommen."

◎◎◎

Gefreiter Dähne fuchtelt wild mit dem linken Arm. „Etwas mehr nach links. Mach' hin! Los! Noch ein bißchen. Nein, nicht so weit. Mann, stell dich doch nicht so blöd an!"
Soldat Koch, der etwa dreißig Meter vor dem Werfer im Gelände die Grundrichtung auspflocken soll, springt mit dem langen rotweiß-gestreiften Rundeisen hin und her, um den Orientierungshinweisen des Richtschützen nachzukommen. Normüberprüfung ist immer eine aufregende Sache, und Unterfeldwebel Dietrich, der mit seiner Stoppuhr die Zeit nimmt,

ist da besonders pingelig. Aber am meisten ärgert sich Koch, daß Dähne bei seiner Einweisung immer so geringschätzige Kommentare einflicht. Ein oller Angeber ist das, verdammt nochmal. Der spielt sich manchmal auf, nur weil er schon im 3. Halbjahr ist und wir im 1.

„So, endlich; so ist's richtig. Rein mit dem Pflock!" ruft Dähne, und Koch versucht, das kalte Stabrohr in die frostharte Erde zu stoßen. Vergeblich. Muß wohl ausgerechnet noch ein Stein da sein. Und da ist schon wieder Dähne: „Wie lange dauert denn das?! Mein Gott, ehe der die Stange in die Erde kriegt, ist es ja Frühling. Nein, sowas Idiotisches!"

Das ist zu viel. Koch verliert die Nerven und wirft den Richtstab wütend auf die Erde. „Jawohl, das ist Arbeit für einen Dummen. Hier verblödet man ja. Ich fühle mich völlig unterfordert!"

„Na, nun hast du glücklich alles verpatzt!" schreit Dähne resignierend und springt hinterm Werfer hoch. Koch will noch etwas Heftiges entgegnen, aber Unterfeldwebel Dietrich ist herangetreten und sagt erbost: „Genosse Koch, Sie kennen doch das alte Sprichwort: Einbildung ist auch eine Bildung!? Sie melden sich nachher beim Batteriechef!"

Auf dem Rückmarsch haben die Genossen der 6. Bedienung keinen freundlichen Blick füreinander. Unteroffizier Jürgen Matiaschek, der an der Spitze des Zuges marschiert, hängt seinen Gedanken nach. Der 21jährige Klempner aus Quedlinburg hat zwar aus einigen unangenehmen Erfahrungen heraus beschlossen, sich ‚keinen Kopf' zu machen über Dinge, die nicht seinen militärfachlichen Bereich betreffen. Mit seinem Leumund hat er seiner Meinung nach ohnehin keine Chance, als Erzieher ernst genommen zu werden. Und in seiner früheren Einheit war die Meinung der Unteroffiziere sowieso nicht gefragt. Wer als Unteroffizier mal kein Koppel umhatte, wurde sofort vor versammelter Mannschaft mit einer Verwarnung abgestraft, und wer mal beim Antreten zu spät kam, kriegte gleich einen Verweis. Da hat auch Jürgen Matiaschek auf stur geschaltet. Und bekam sehr selten Kurzurlaub. Seine zwei Kinder erkannten ihn schon nicht mehr... Da hat er eben auch einmal „nein" gesagt und ist natürlich seitdem erst recht angeeckt...

Also, lieber Schnauze halten.

‚Aber wie der Dähne den Koch da abgekanzelt hat, das schmeckt mir nicht', denkt Matiaschek weiter. Das kann ich doch nicht einfach durchgehen lassen. Der Mann hat doch studiert. So verwunderlich ist es gar nicht, wenn dem dieses tägliche Einerlei als K 3 manchmal langweilig wird. Vielleicht müßte man ein paar interessantere taktische Lagen spielen, Abwechslung reinbringen, damit es mehr Spaß macht? Aber das ist schon nicht mehr meine Sache. Nachher sieht das wie Kritik aus. Und gerade ich habe keinen Grund, das Maul weit aufzureißen. Da würde gleich jeder sagen, der hat's nötig! Und habe ich das nötig, als „Vize" im zweiten Drittel meiner dreijährigen Dienstzeit als Unteroffizier?"

Aber es ist doch nun mal seine Bedienung. Wenn seine Soldaten sich zanken, dann wird die 6. Bedienung bald Schlußlicht sein. Dabei hätten sie alle Aussichten, im Wettbewerb ganz nach vorn zu kommen. ‚Ob ich doch mal was sage? Der Koch hat noch nie ein unrechtes Wort fallen oder mich fühlen lassen, daß er geistig mehr auf dem Kasten hat. Und Franke — für den bin ich fachlich sogar eine Autorität. Nur der Dähne, dem kann ich fachlich nichts vormachen. Obwohl — der kann auch noch nicht führen —, der ist noch viel zu hitzig. Das müßte ihm mal einer sagen. Aber nicht ich. Ich würde wie in ein Wespennest stechen. Obwohl, auch der Dähne macht mir keine Schwierigkeiten und stichelt auch nicht. Da ist der wieder viel zu anständig und am guten Ruf unserer Bedienung interessiert. Überhaupt, hier bei Hauptmann Kegel in der Batterie macht es doch viel mehr Spaß. Da werden die Unteroffiziere nicht heruntergeputzt, sondern sachlich belehrt, wenn sie was falsch machen. Und in der Regel kommt man aller vierzehn Tage auf Kurzurlaub, weil es nicht so weit ist. Prima, daß das mit der Versetzung geklappt hat. Ob ich doch einmal mit der Bedienung spreche, daß sie sich nicht so oft zanken sollen?'

◎◎◎

„Na, was hat der Batteriechef gesagt?" bestürmt Soldat Franke seinen Stubenältesten, als dieser kaum zur Tür hereintritt. „Du bist ja fast 'ne Dreiviertelstunde drin gewesen. Hat er dich bestraft?" — „Ach, was". Koch wehrt lächelnd ab, setzt sich auf seinen Hocker und holt tief Luft. Franke schaut ihn erwartungsvoll an. Aber Gefreiter Dähne hantiert noch an seinem Spind und tut unbeteiligt. Doch als Günther Koch in seiner ausgeglichenen Art zu erzählen beginnt, hört auch Jürgen aufmerksam zu. „Genosse Dietrich hat dem Chef den Vorfall von heute früh gemeldet, und da soll Hauptmann Kegel erst mal empört gewesen sein und ganz laut gebrüllt haben, ‚der Koch spinnt wohl'. Das habe ich vom Schreiber. Abe jetzt war er ganz friedlich. Im Gespräch sind wir vom Hundertsten ins Tausendste gekommen. Von der Notwendigkeit des täglichen Krafttrainings bis zur FDJ-Arbeit in Vorbereitung auf das Festival. Er hat gesagt, wir Neuen seien jetzt über zwei Wochen in der Batterie. Nun sei es Zeit, aktiv zu werden. ‚Wenn Ihnen als Akademiker das Gefechtsfeld nicht ganz ausreicht', so hat er gesagt, ‚dann erobern

Sie das Erziehungsfeld'. Ich soll die neue FDJ-Leitung unterstützen und was losmachen. Einfälle und Ideen produzieren. Meine Unterforderung müsse woanders wieder kompensiert werden."
„Ein schlauer Fuchs, unser Hauptmann", sagt Gefreiter Dähne, aber dann erinnert er sich an die frostige Stimme von heute morgen und verstummt abrupt. Günther Koch tut, als sei nichts gewesen und fragt ruhig: „Was meinst du damit?"
„Na, ich wurde gestern aufgefordert, auf eine Wiederwahl in die FDJ-Leitung der Batterie zu verzichten, weil ich für die Bataillonsleitung kandidieren soll. Holger hat eben erfahren, daß man ihn in die Batterieleitung wählen will, und dich macht er jetzt gewissermaßen zum pädagogischen Fachberater der FDJ-Leitung."
Soldat Holger Franke lacht. „Das ist Festivalkurs! Aber das verstehe ich trotzdem nicht", wendet er sich an Koch. „Erst sagt er, du spinnst, und dann auf einmal so verständnisvoll, wie ist denn das zu verstehen?" Günther Koch überlegt einen Moment. Dann schmunzelt er vergnügt und sagt heiter: „Ich glaube, es gibt dafür zwei Gründe. Einen sachlichen und einen persönlichen. Der sachliche: Wir haben solange diskutiert, bis wir beide herausgefunden haben, daß ich mich nicht durch die Richtstäbe unterfordert fühle — ich weiß allein, wie wichtig beim Militär auch solche Kleinigkeiten sind —, sondern zu wenig das mache, was mich echt fordert. ‚Jeder normale Mensch braucht Aufgaben, bei denen er merkt, daß er mehr leisten kann als er vorher von sich geglaubt hat. Erst so befriedigt ihn eine Arbeit'. Diesen Satz habe ich schon auf der Uni gelernt, aber Hauptmann Kegel hat den Sinn eher begriffen als ich und auf mich angewendet. Ich hätte selbst drauf kommen können, aber wer drängelt sich schon danach, neue Pflichten zu übernehmen." „Und was meinst du, ist der zweite, der persönliche Grund?" mischt sich Dähne ein. Soldat Koch sieht seinem Kameraden voll ins Gesicht, dann sagt er langsam: „Er ist eben ein anständiger Kerl, der einsieht, daß er einen Fehler gemacht und vorschnell über mich geurteilt hat." Gefreiter Dähne schaut seinen K 3 mißtrauisch von der Seite an. Aber als er keine Spur von Zynismus oder Groll in dessen Zügen entdeckt, gibt er sich einen Ruck und sagt einfach und deutlich: „Entschuldige, Günther. Ich war nicht fair heute früh. Es tut mir leid." — „Geschenkt, Jürgen. Erledigt", sagte Soldat Koch und erhebt sich... Die ganze Stube ist wieder hell und freundlich für alle.

◎◎◎

Unteroffizier Matiaschek drängelt. „Es ist gleich halb acht. Lassen Sie doch die paar Kartoffeln. Die können Sie auch noch morgen früh schälen. Außerdem werden sie sowieso braun, wenn sie die ganze Nacht stehen." Soldat Koch schüttelt den Kopf. „Nicht, wenn sie im Wasser liegen. Außerdem hat der Fourier uns extra eingeschärft, alles zu erledigen. Morgen früh gibt's genug andere Dinge. Wir sind ja gleich fertig."
„Aber zehn vor acht machen die schon dicht, weil da meistens alles schon gerammelt voll ist. Und ‚Die Novizinnen' spielen sie nicht jeden Tag", sagte der Unteroffizier. Doch keiner antwortet. Emsig arbeiten die Genossen. Kartoffel um Kartoffel plumpst in den Bottich. Jürgen Matiaschek schwankt. Soll er gehen oder warten? Dann gibt er sich einen Ruck. Er greift ein Messer, setzt sich zu seinen Unterstellten an den Bottich und fängt an mitzuschälen...
Zwanzig Minuten später rasen zwei Soldaten, ein Gefreiter und ein Unteroffizier zum Kinosaal. Zwei Stunden danach, als sie gemeinsam zur Unterkunft trotten, sagt Unteroffizier Matiaschek unvermittelt: „Wir könnten ja mal gemeinsam ausgehen, wenn's ..." Die drei anderen sehen sich an: „Wär 'ne Bombe", sagt Franke.

◎◎◎

„Zigarettenpause!"
Erschöpft wenden sich die drei Genossen vom Werfer ab und lassen sich auf einem Geröllhaufen nieder. „Dreimal 500 Meter im Laufschritt — das ist ganz schön", stöhnt Soldat Koch. „Nicht wegen der 20 Kilo. Wenn die Bodenplatte nur nicht so unhandlich wäre. Muß denn das alles sein?"
Unteroffizier Matiaschek nickt. „Wenn wir ‚Beste Bedienung' und Sie alle drei ‚Bester Soldat' werden wollen, ja. Da muß man sich nämlich ganz auf das Technische konzentrieren können. Und das geht nur, wenn man die physischen Belastungen im kleinen Finger hat. Wenn neben Ihnen der K 1 ausfällt, und Sie müssen ihn ersetzen, dann dürfen Ihnen nach 500 Meter Bodenplatte nicht die Hände zittern, wenn Sie die Libelle einstellen. Und umgekehrt darf der K 1 nicht schlappmachen, wenn er mal die Bodenplatte schleppen muß."
„Unteroffizier Matiaschek! Zu mir!" ruft es von weitem. Jener springt auf. „Entschuldigt, Genossen. Wir können unser Gespräch nachher weiterführen."...
Die Soldaten schauen hinter ihrem Werferführer her. „Mann, hat der in der letzten Zeit eine Kehrtwendung gemacht", sagt Dähne anerkennend. „Um 180 Grad. Verrechnen tut er sich auch kaum mehr."
„Den richtigen Ton hat er jetzt auch drauf", ergänzt Franke, „und er sucht Kontakt. Mich hat er gestern gefragt, was ich mal werden will. Er will ja den Meisterbrief machen, wenn er seine drei Jahre rum hat."



„Ich verstehe nur eins nicht", sagt Dähne, „das Abzeichen ‚Für gutes Wissen' in Silber hat er. Die Ari-Qualifikationsspange Stufe 3. Das Bestenabzeichen. Und beim ASV hat er letztens 30 Mark nachgezahlt, um wieder volles Mitglied zu sein. Warum ist er nicht in der FDJ?" Die anderen zucken mit den Schultern. Da sagt Franke: „Ich

Fortsetzung auf Seite 82



aufs

...fordert von mir Hilmar Dieburg, seines Dienstgrads, wie ich, Gefreiter, in einem Brief, dessen Umschlag den Erfurter IGA-Sonderstempel trägt. „Hand aufs Herz, lieber LvD, liest Du eigentlich selber alle Bücher, die Du uns in der AR empfiehlst? Und, wenn ja, wie schaffst Du das?" fragt der Blumenstädter Hilmar. So gefordert, lege ich meine grundstellungsgemäß zur Faust geballte Rechte, deren Mittelfinger sich an die entsprechende Hosennaht preßt, auf die geschwellte Uniformbrust, hinter der mein Gefreitenherz pocht, und bekenne Dir, lieber Hilmar, und allen, die es wissen wollen, frank und frei: Ich lese nicht *alle* Bücher, die ich in der AR nenne.

Ein Beispiel dafür: Im Greifenverlag Rudolstadt ist der Krimi *Polizeigewalt* von Hans Schneider erschienen. Kurz nach Kriegsende, so berichtet der Roman, kommt der frischgebackne Schutzpolizist Harald Frankenstein im zerstörten Dresden an. Bevor er sich bei seiner neuen Dienststelle melden kann, steht er dem Chef der berüchtigten „Keller-Bande" gegenüber. Diese Bande, die es wirklich gegeben hat, terrorisierte in jenen Monaten Dresden. Harald Frankenstein gelingt es nun, das Vertrauen des Bandenchefs zu erwerben und mit viel Mut und List eine Aktion vorbereiten zu helfen, in der die Polizei jene Verbrecherorganisation zerschlägt. Hans Schneider führt seinen Helden weiter, in den Dienst der Kriminalpolizei und in eine Kleinstadt an der sächsisch-bayrischen Grenze. Dort gibt es eine Serie von schweren Verbrechen, die eindeutig im Zusammenhang mit der bevorstehenden Überführung eines Kriegsverbrecherbetriebes in Volkseigentum steht. Auch bei diesem Einsatz bewährt sich Harald Frankenstein, der nun als Kommissar Polizeigewalt ausübt und so manches Lehrgeld bezahlen muß, bis er von den Genossen lernt, seine Arbeit als politische Aufgabe zu verstehen.

Was mir an diesem spannenden Krimi vor allem gefällt: Ich habe, anschaulicher als ein Geschichtsbuch das bringen kann, viel darüber erfahren, wie hart der Klassenkampf damals beim Aufbau der antifaschistisch-demokratischen Ordnung war. Was mich interessiert hat: wo der junge Polizist Harald Frankenstein eigentlich herkommt.

Und damit zu dem versprochenen Beispiel dafür, daß ich auch Bücher empfehle, die ich nicht gelesen habe. Was dieser Harald Frankenstein vorher erlebt, wie er aus dem Krieg zurückkommt und eine Werwolf-Bande entlarvt, schildert Hans Schneider in seinem Roman *Abenteuerliche Heimkehr*, den ich noch nicht gelesen habe und hier trotzdem empfehle.

Nun bin ich noch die Antwort auf die zweite Frage schuldig, nämlich wie ich es schaffe, in einem Monat so an die vier, fünf Bücher gründlich zu lesen. Tatsache — Lesen ist mein Steckenpferd, ich habe den Willen und die Lust dazu (auch wenn im Fernsehen eine dufte Sendung läuft, auch als UvD-Läufer und bei Bereitschaft auf Wache). Wobei ich natürlich nicht bestreiten will, daß man nicht jedes Buch zu jeder Gelegenheit lesen kann. Einen Bildband wie *In Berlin und anderswo* kann ich mir zum Beispiel nicht zu Gemüte führen, wenn ich mit der







Bahn in Kurzurlaub nach Hause fahre. Übrigens, dieser Bildband (Verlag Neues Leben), zu dem Henrick Gurkow kluge Reportagetexte und Michail Trachman eindrucksvolle Fotos geliefert haben, zeigt uns unser Leben mal auf eine andere Art — aus der Sicht zweier Moskauer Freunde.



Mitunter kann man sich auch täuschen, wenn man glaubt, eine leichte Reiselektüre gekauft zu haben, und dann feststellen muß, es handelt sich um eine Sammlung höchst anspruchsvoller Erzählungen. So ist mir das mit dem Reclam-Bändchen Nr. 480 *Die sehr alten Beiden* von Kazimierz Brandys gegangen. Da mußte ich, bei der Bahnfahrt im Gang stehend, schon sehr aufpassen, um den psychologischen Trick des Faschisten Ballmeyer zu verstehen, der sich von seinem Schuldgefühl frei zu machen sucht, indem er es einem anonymen „Gang der Geschichte" in die Schuhe schieben möchte.



Was ich unbedingt brauche, um mein Lesepensum zu schaffen, ist Geduld. Es gibt da bekanntlich prima Bücher, bei denen kommt die Handlung nur langsam in Gang, und auch ich muß mich dazu zwingen, sie nicht nach den ersten Seiten beiseite zu legen. Um nur eines zu nennen: *Flucht aus dem Jenseits* von Mikolai Caban (Verlag der Nation). Das ist die Lebensgeschichte eines polnischen Genossen, von ihm selber aufgezeichnet, und er beginnt eben folgerichtig mit seiner Kindheit. Ich mußte schon ein wenig Geduld aufbringen beim Lesen, aber dafür wurde ich späterhin reich belohnt. Das Buch trägt seinen Titel zu Recht — mehr will ich über die Ergebnisse des Berufssoldaten, des Kriegsgefangenen, Partisanen und KZ-Häftlings Caban hier nicht verraten.



Auch für Werner Reinowskis Roman *Zwei Brüder* (Mitteldeutscher Verlag) wird mancher anfangs Geduld brauchen, bis er sich „eingelesen" hat. Und doch empfehle ich guten Gewissens gerade diesen Roman, in dem, dargestellt in der gegensätzlichen Entwicklung der beiden Brüder Bert und Helme, fünfzig Jahre Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung lebendig werden.



Braucht man zum Lesen nicht aber doch viel Muße und Ruhe? Wer so fragt, sollte mal das Bändchen *Die Bombe unterm Bett* von Georg W. Pijet (Mitteldeutscher Verlag) zur Hand nehmen. Er findet darin Anekdoten um Marx und Engels und deren Zeitgenossen. Auf Seite 87 wird berichtet, daß der „Mohr" sein berühmtes Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie" geschrieben hat, während seine Tochter Tussy mit ihm Pferdchen spielte. „Tussy hatte mich ganz schön im Geschirr, aber sie hatte dabei ihr Vergnügen, und ich meine Ruhe", erzählte Karl Marx später. Wenn er bei dieser Art von „Ruhe" wissenschaftlich arbeiten konnte — wie sollten wir nicht überall und jederzeit, sei's im Liegen, Sitzen oder Stehen, wenigstens lesen können?

Gestattet mir daher, mich heute mit einem Ratschlag zu verabschieden, den ich der bei Reclam erschienenen *Liebeskunst* von Ovid entnehme. Er ist gültig für die Liebe wie für die taktische Ausbildung, gültig auch, wenn einer fragt, wie und wo er lesen sollte: „Wählt Stellungen aus, die sich eignen."

Euer Leser vom Dienst

Illustrationen: Hille Blumfeldt



Wandlung am Hinterhang

Fortsetzung von Seite 78

werde ihn heute abend einfach mal fragen."



Unterfeldwebel Dietrich sieht ungeduldig auf die Uhr. Halb sechs. Nun könnte es aber bald losgehen, denkt er. Aber noch rührt sich nichts. Und richtig hell ist es auch noch nicht. Ein wenig Zeit zum Sinnieren bleibt. Er muß schmunzeln, als er daran denkt, wie betroffen Unterfeldwebel Bohn und die 1. Bedienung — bisher unumstrittene Matadore — geguckt haben, als im Januar an der Wettbewerbstafel die 6. Bedienung plötzlich in allen Fächern vorn lag. Klar, Bohn ist der Werferführer mit den meisten Kenntnissen und größten Erfahrungen. Aber in der 6. Bedienung haben *alle vier* Mann ganz bewußt einen Zahn zugelegt. Und da ist auch der 1. Werferführer nicht unschlagbar. War doch gut, daß ich den Matiaschek gezwungen habe, jede Woche das politische Gespräch mit seiner Bedienung zu führen.
Matiascheks Leute haben ja auf so etwas bloß gewartet. Sie nehmen kein Blatt vor den Mund, sind selbstkritisch und haben sich gegenseitig angespornt. Gewissermaßen zusammengerauft haben sie sich, und daran liegt es vielleicht, daß sie sich jetzt so gut verstehen. Und Unteroffizier Matiaschek hat sich dabei vom mittelmäßigen zum guten Werferführer entwickelt. Und der schafft noch mehr. Auch ihm ist es zu verdanken, daß die Batterie Anfang Februar, bei der Zulassungsprüfung für das heutige Schießen, so gut abschnitt.
Dietrich schaut in die Runde. Jetzt ist es schon hell, und man kann das Gelände gut einsehen. Da kommt auch schon der Batteriechef. Unterfeldwebel Dietrich erhält die Zielzuweisung.
„6. Bedienung! Stellungswechsel!"
Die drei Soldaten stürzen aus der Deckung an den Werfer. In ihrer Vermummung sehen sie aus wie Wesen von einem anderen Stern. Aber ihr Denken ist ganz irdisch, ganz darauf gerichtet, die Aufgabe so gut wie möglich zu erfüllen. Dem Feind keine Chance!
Sie hasten den Hang hinauf und beziehen die neue Feuerstellung.
„6. Werfer! Auf sMG Splitterwurfgranate! 2. Ladung! Aufsatz 616! Teilring 30-00! Zielmitte anrichten! Ein Schuß! Feuerbereitschaft melden!" — „Fertig"! meldet Richtschütze Dähne.
Unterfeldwebel Dietrich hebt die rote Flagge: „Feuer"!
Franke läßt die Wurfgranate ins Rohr gleiten. Sekunden später kracht schon der Einschlag. Eine Rauchwolke reißt es hoch. Günstig am Ziel! Unterfeldwebel Dietrich korrigiert auf große Genauigkeit. Und „Feuer!" — und „Feuer!" Der Unterfeldwebel preßt die Augen ans Fernglas. Jeder Schuß sitzt. Das sMG ist vernichtet.
„Feuer halt! Bedienung zurücktreten!"
Die Soldaten und die Vorgesetzten warten gespannt auf das Ergebnis. Und da kommt die offizielle Bestätigung: „Treffer. Ziel vernichtet."
Die drei Genossen der 6. Bedienung springen in die Höhe — Hurra! — Sie umarmen sich. Das Ziel wurde ohne überflüssige Lage getroffen und die zur Verfügung stehende Zeitnorm eingehalten. Beim Anwenden der Schießregeln traten keine Fehler auf, und die erforderliche Norm in der Genauigkeit der Errechnung der Anfangsangaben für das Schießen wurde erreicht. Das bedeutet die Note „Sehr gut". Und das bedeutet auch „Sehr gut" für den kämpferischen Geist dieser kleinen Gemeinschaft.
Unterfeldwebel Dietrich hat die kleine Szene mit Rührung verfolgt. Am liebsten hätte er in das Freudengeheul eingestimmt. Da tippt ihm jemand auf die Schulter und reißt ihn aus seinen Gedanken. „Du, Thomas".
Matiaschek steht vor ihm. „Ich glaube, es wird langsam Zeit für mich, daß ich in die FDJ eintrete. Was meinst du?"
Der Unterfeldwebel stutzt, dann steigt eine tiefe Befriedigung in ihm auf. „Mensch, Matiaschek", ruft er aufgekratzt, „jetzt bist du wirklich richtig auf Festivalkurs!"

Roy Black

Roy Blacks große Zeit schien schon vorbei. Immer seltener drückte jemand die Aufnahmetaste des Recorders, wenn Thomas Heck vom ZDF oder Lord Knut vom Rias einen seiner Titel ankündigte. Weder Roys Schmelz noch sein als „unwiderstehlich" gerühmtes Grübchen zogen mehr so recht. Doc. das sollte sich ändern.

Und zwar mit jenem Trend, der gegenwärtig in bundesdeutschen Landen modern zu werden beginnt und sehr seriös Nostalgie geheißen wird. Das versteht kaum einer, aber nostalgisch klingt irgendwie gut. Und selbst wenn man nicht weiß, daß es soviel wie sehnsuchtsvoll bedeutet, hört sich's vertrauenerweckend und beruhigend an. Nicht ohne tieferen Grund, wie wir sehen werden.

Die nostalgische Welle schiebt so manches nach oben, was lange Zeit ziemlich weit unten war. Denn wer, außer den vor 25 Jahren jung Gewesenen, kannte bis vor kurzem den Capri-Fischer-Schnulzensänger Rudi Schuricke? Wer, außer einigen Kaffeekränzchendamen vielleicht, interessierte sich bis dato schon für „Das Geheimnis der alten Mamsell" der Eugenie Marlitt oder „Die Kriegsbraut" der Hedwig Courths-Mahler, zwei der „klassischen" Vertreterinnen des Kitschromans? Und wer engagierte sich noch für einen Roy-Black-Club?

Nun sind sie wieder im Kommen.

Jedoch, sie machen nicht nur einfach so in Schlagern und Filmen, zum bloßen Vergnügen der Leute, sondern in Ideologie. Nach dem (in oben genannter Weise aufgefaßten) Motto: „Das Alte ist schön!" Welches andere Leitmotiv kann man auch vom Imperialismus erwarten, der ja das gesellschaftliche Paradestück des Alten, Überlebten und historisch Perspektivlosen ist? Nur breitet sich dort, oft mehr unbewußt als bewußt, immer stärker die Erkenntnis aus, daß diese Gesellschaft innerlich krank ist und zerfressen. Daraus wiederum folgt die Sehnsucht nach etwas Besserem und Schönerem, nach einer Welt, in der es sich menschlich leben läßt. Und genau darauf bauen die Nostalgiker. Ihr Ziel erklärte ein Film-Manager im BRD-Fernsehen sehr treffend mit den Worten: „Die Leute wollen eine heile Welt. Wir produzieren sie." Produzieren?

Das hieße ja nachgerade, man ist dabei, den Sozialismus aufzubauen!

Doch mitnichten.

Was da zur Illustration dessen, wie besagte heile Welt produziert wird, gerade im Hintergrund ablief, war — eine Courths-Mahler-Verfilmung. In ihrem herzerweichenden Stil: „Und während des ganzen Krieges blieb Salten wie ein Wunder verschont. Es war, als schreite ihm ein Schutzengel zur Seite. Ein einziges Mal hatte ihn eine Kugel getroffen. Sie hatte das Medaillon mit dem Bilde seiner Mutter und Winnis ganz plattgedrückt und war darauf sitzengeblieben. Sorgsam barg er das Medaillon mit seinem Inhalt wieder auf seinem Herzen. So überstand er den ganzen Krieg, ohne Schaden zu leiden. Seine Kräfte wurden im Gegenteil durch die endlosen Strapazen gestärkt."

und die ZDv 12/1







„Ich such das Glück…"

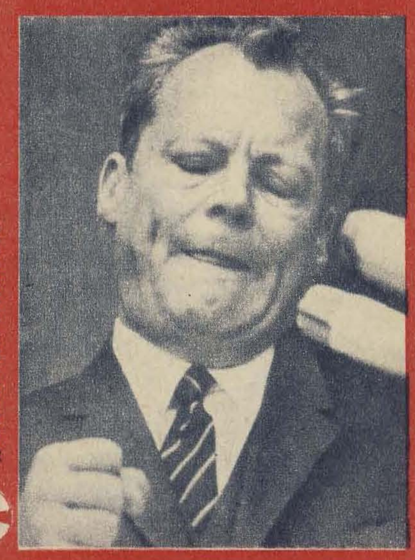


„Wunderbar ist die Welt…"

In dieser Gestalt also kommt sie daher, die Herzens- und Systemstärkung in bundesdeutschen Landen.
Schlager, Filme, Fernsehreihen, Bilder und Bücher sollen den Menschen eine heile, gesunde Welt vorgaukeln und sie davon abhalten, in der Tat etwas für die Veränderung der gesellschaftlichen Zustände zu tun. Im Gegenteil. Jeder soll dahin gebracht werden, das Seine zu tun, um die „Haben-haben-haben-Gesellschaft", wie der westdeutsche Schriftsteller Leonhard Frank den Kapitalismus einmal nannte, zu stützen und zu schützen.
Folglich dürfte es gewiß kein purer Zufall sein, daß die Ausbreitung der nostalgischen Welle zeitlich zusammenfiel mit der Ausfertigung der ZDv 12/1 über die „politische Bildung in der Bundeswehr". Geht es doch auch in ihr darum, den Bundeswehrsoldaten das imperialistische System als die beste aller Welten darzustellen, „die mehr Rechte und Freiheiten verbürgt als andere Ordnungssysteme" und deswegen volle „Bejahung" und „Solidarität im Grundsätzlichen" erfordere, „schutz- und verteidigungswürdig" sei. Vor wem die Macht der Monopole geschützt werden soll, sprach Bundeswehrminister Georg Leber auf dem SPD-Parteitag in Hannover aus: Vor „sowjetischen Panzern".



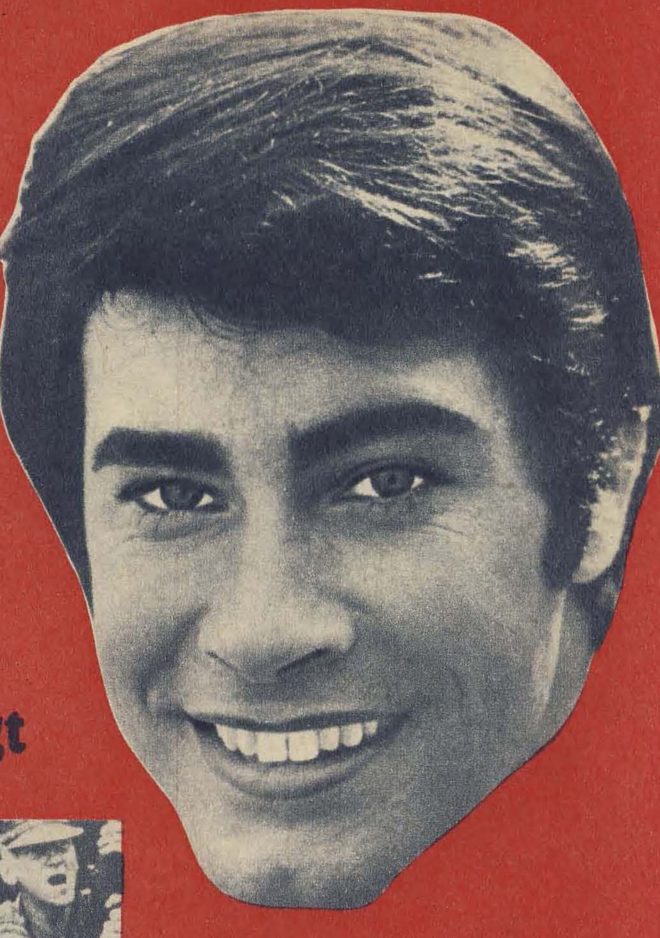
„Glaub an mich…"



Natürlich!
Wie kann man auch von einem Top-Star der heutigen Sozialdemokratie erwarten wollen, daß er mit (dem revolutionären Sozialdemokraten) August Bebel ausruft: „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen!" Oder gar mit Liebknecht: „Der Hauptfeind steht im eigenen Land!" Sie betrachten es ja als ihr ureigenes, dieses imperialistische System, und sich selber als staatserhaltende Partei. Ergo wird der




„Schenk mir ein Souvenir..."

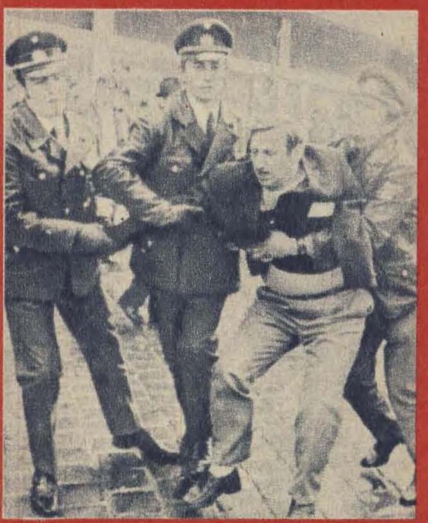


Was Roy erzählt Was Roy verschweigt




„Sei lieb zu mir..."

real existierende Klassengegensatz geleugnet und dienstvorschriftsamtlich verfügt: „Die politische Bildung in der Bundeswehr hat das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit" zu stärken. Und im Schlagergeschäft werden zur Untermalung dessen neben Roy Black sogar die Ex-Beatles Paul McCartney und John Lennon bemüht, um zu bestätigen: „Wir sitzen alle im gleichen Boot!" Wie man sieht ist demnach aus dieser Ecke nichts gesell-


„Du bist nicht allein..."

schaftlich Veränderndes zu erwarten, sondern höchstens ein neues Konservierungsmittel für das alte System.
Womit wir bei den Oldies wären.
Den alten Schlagern der „Golden Twenties", bei Rudi Schuricke oder dem „verständnisvollen" Song über den Mörder Tom Dooley, bei Rita Hayworth und Roy Black.
Roy hat auch seine Träume.
„Ich träume von einem Bauernhof, wo ich meine Freunde einladen und einfach so dahinleben könnte. Ich brauche dazu nur Bourbon-Whisky, hin und wieder ein Bier oder Wein, die Möglichkeit, zwölf Stunden durchzuschlafen, und einen großen Eichentisch, um den herum alle sitzen und mit mir schwäbische Hausmannskost essen."
Derart kleinbürgerlich-idyllisch klingt es auch von seinem Plattenteller.
Ein Schülermagazin aus der BRD veröffentlichte dazu eine originelle Zusammenstellung seiner Titel: „Du bist nicht allein, glaub an mich, ganz in Weiß, ich suche dich, irgendjemand liebt auch dich, leg dein Herz in meine Hände, frag nur dein Herz, good night my love, meine Liebe zu dir, schenk mir ein Souvenir, bleib bei mir, dieser Tag soll nie zuende gehen, wunderbar ist die Welt, du bist da, ich denk an dich, lovely lady, ich hab dich lieb, laß dich bald wieder sehn, sag mir noch einmal, ich such das Glück, sei lieb zu mir, nur du, true love, gute Nacht Mutter ..."
Dazu besingt er neuerdings die Lüneburger Heide, „das wunderschöne Land", welches die Bundeswehrgenerale als „ideale Panzerrollbahn gen Osten" ansehen und von wo aus sie „rote Hirsche jagen wollen". Der Vergleich ist nicht, wie mancher vielleicht denken mag, weit hergeholt. Roy Black hat was übrig für's (imperialistische) Militär, offensichtlich ganz besonders für deren menschheitsfeindliche Einsätze. Auf dem Höhepunkt des Vietnam-Krieges erklärte er, der sich „nie an Demonstrationen beteiligen würde", ganz demonstrativ: „Ich würde mich keineswegs sträuben, als Soldat zu kämpfen. Wäre ich Amerikaner, würde ich nach Vietnam gehen."
Damit könnte er beinahe politischer (Ver-)-Bildungsoffizier der Bundeswehr werden. Es kostete ihn gewiß keine Überwindung, nach der Zentralen Dienstvorschrift 12/1 zu unterrichten und zu (des-)informieren. Die sich „am Auftrag der Bundeswehr", also der Aggression nach außen bei günstiger politischer Großwetterlage und der Unterdrückung fortschrittlicher Reaktionen nach innen, orientierende „politische Bildung" der Truppe entspricht genau seiner geistigen Haltung. Und mit seinem Engagement für die Weltgendarmenrolle des USA-Imperialismus ist er geradezu bestimmt, die (nach der gleichen ZDv) „lebensnotwendige" Integration der Bundeswehr in die von den USA geführte NATO zu propagieren. Schließlich weist ihn auch sein Schlager-Repertoire als versierten Verkleisterer der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Ausbeuterordnung aus.
Denn was anderes ist die Herrschaft der Bourgeoisie? „Kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch" hat sie „übriggelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung'", schrieben Marx und Engels vor 125 Jahren. Mit einem Wort, sie hat „an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt".
Diese Sätze aus dem „Kommunistischen Manifest" wurde zu einer Zeit geschrieben, da in Deutschland die Kitschproduktion steil anstieg. Und so wie sie damals darauf abzielte, eine Scheinwelt aufzubauen und vom Kern der Dinge abzulenken, ist die bürgerliche Ideologie heute darauf gerichtet, das Wesen des Imperialismus zu verbergen und Friedfertigkeit vorzutäuschen. Nach innen, um die Massen vom Klassenkampf abzuhalten, und nach außen, um unsere Wachsamkeit einzuschläfern. Dafür will man die kranke imperialistische Gesellschaft als „heile Welt" ausgeben. Und im Zuge dessen nennt sich der Gerhard Höllerich wohl auch Roy Black ...

Karl Heinz Horst



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Dienstgrad, 4. ausgebildeter Seemann (Mehrzahl), 9. Haushaltsgerät, 12. russischer Maler, 13. Tischlerwerkzeug, 14. Klavierteil, 16. Strom in Nordafrika, 18. Gewässer, 20. erste gesamtrussische, illegale marxistische Kampfzeitung, 22. Gesamtheit der Mitglieder eines Kollegiums, 25. Inselstaat im Mittelmeer, 27. Rückstand, Überbleibsel, 30. breite Prachtstraße, 33. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 34. Gestalt aus der Oper „Das Rheingold", 37. Kummer, Sorge, 38. Schlüsselteil, 40. Baumstraße, 41. Brotaufstrich, 43. unredlicher Mensch, 46. Farbe, 48. Insel der Republik Philippinen, 49. Einbringung der Frucht, 51. Eintritt, Eintrittsgeld, 54. Bürde, 56. Unterarmknochen, 58. Gedanke, Einfall, 59. mittelhochdeutsches Epos, 62. deutscher Schriftsteller (1957 gest.), 65. chemische Verbindung, 68. Betrieb, der Bücher und Zeitschriften herausbringt, 71. Wurfleine, 72. Region in der Rumänischen Volksrepublik, 75. südamerikanische Hauptstadt, 76. brachliegendes Grasland, 78. Nachkomme, 79. Republik in Südamerika, 80. Sumpfvogel, 81. Verkehrsmittel im Gebirge, 82. leichter Seewind.

Senkrecht: 1. Längenmaß, 2. Ansiedlung, 3. Schiffsseil, 4. Sprengladung, 5. rumänische Industriestadt, 6. Lurchart, 7. Lebensbund, 8. Regel, Richtschnur, 9. Spaltwerkzeug, 10. Vogel, 11. Stadt in Italien, 15. Notruf auf See, 17. dem Wind zugekehrte Seite eines Schiffes, 19. Behältnis, 21. sozialistischer Schriftsteller (1959 gest.), 23. Augenteil, 24. Rückstand bei der Zuckergewinnung, 26. deutscher Physiker (1840—1905), 28. Insel, 29. Getränk, 31. Gegenbild, Kehrbild, 32. Sammlung altisländischer Dichtungen, 35. Weinstock, 36. Wollstoff, 39. norwegischer Mathematiker, 42. Nachtvogel, 44. europäischer Inselbewohner, 45. Schreibweise, 47. Weinernte, 50. Haustier der Lappen, 51. fortschrittlicher deutscher Komponist (1898—1962), 52. Fluß in Nordengland, 53. Erfinder der Schiffsschraube, 55. Gewürz, 57. weiblicher Vorname, 60. Artikel, 61. männlicher Vorname, 63. griechischer Buchstabe, 64. Zaunteil, 66. Sedimentgesteine, 67. Papierzählmaß, 69. Arbeitsentgelt, 70. Farbe, 73. englisches Bier, 74. Nebenfluß des Rheins, 77. germanischer Wurfspieß.

Auflösung aus Nr. 6

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Zahn, 4. Reis, 7. Stola, 11. Aula, 13. Elbe, 14. Gurke, 15. Iasi, 16. Emil, 17. Neer, 19. Inger, 21. Rebe, 24. Eisler, 26. Nebel, 28. Fleet, 30. Ire, 31. Agent, 33. Lager, 36. Mrs., 38. Aden, 39. Ries, 40. Arie, 41. Anden, 42. Trakt, 44. Skat, 45. Elis, 46. Bein, 47. der, 48. Arras, 51. Opern, 52. Ido, 54. Kelch, 56. Galon, 58. Talent, 62. Rand, 65. Tonne, 67. Lido, 68. Ukas, 69. Elen, 70. Erker, 71. Tula, 72. Glas, 73. Maerz, 74. Sage, 75. klar. — **Senkrecht:** 1. Zielfernrohr, 2. Heine, 3. Nil, 4. Reni, 5. Igel, 6. Sure, 7. Ski, 8. Tennis, 9. Liebe, 10. Aare, 11. Air, 12. Leb, 18. Esse, 20. Ger, 22. eben, 23. Estnische SSR, 24. Eta, 25. Remise, 27. Lade, 29. Elster, 32. Genese, 34. Gran, 35. Rat, 37. Rekrut, 38. Ader, 41. Ata, 43. Ring, 46. Bern, 47. Donner, 49. Ried, 50. Akt, 52. Ilona, 53. Don, 55. Lokal, 57. Atem, 59. Ales, 60. Lira, 61. Note, 63. All, 64. Des, 66. Erz, 68. Ulk.

Festival am Strand



Leute, in den nächsten Tagen
wogt es 'ran von überall.
Herzen werden höher schlagen
in Berlin beim Festival.

Südsee, Mittelmeer, Atlantik,
Schwarzmeer und Karibensee
werfen Wellen froher Menschen
in die Hauptstadt an der Spree.

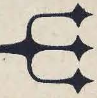
Mädchen, Jungen, die in Scharen
dann zum neuen Alex ziehn,
singen froh in allen Sprachen —
und die Welt singt wie Berlin.

Lieder über Friedenstaten,
Freundschaft, Solidarität.
Zukunftsfroh will es uns scheinen,
daß die Welt sich schneller dreht.

Walle, walle, Ostseewelle,
zaubere uns aus dem Meer
schon ein paar der Festspielgäste
hier zur Festvorfreude her.

Da! Der Wasserzar und Neptun,
Herrscher aller Meergefilde,
heben Dreizack und Harpune —
und ein jeder ist im Bilde.











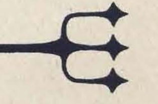
Auch der Sascha, Igor, Pawel
— ihre engsten Kampfgenossen —
haben sich dem frohen Festzug
selbstverständlich angeschlossen.

Fehlt noch etwas? Hokuspokus!
Meeresgötter können tricksen.
Und das ist ein großer Jokus:
Flugs erscheinen Wassernixen.

Schnell dreht bei ein Räuberhai
und verkneift die Raubgelüste,
denn mit Neptun sind Matrosen
von der Grenzbrigade Küste.

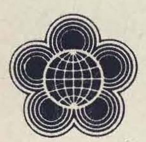
Wasserzar und Neptun winken.
Je ein Fischkoch, ganz expertig,
aus Kamtschatka wie aus Rostock
gehn ans Werk — und: Suppe fertig!

Unser Völkchen tanzt und springt
in der Sandburg, wo sich schafft
eine Drushba-Strandkapelle.
Leinen los — und volle Kraft!













Wasserspiele, Wettkampfziele.
Bader seift. Das Leben schäumt.
Eine Räuberpantomime.
Kein Vergnügen wird versäumt.

Doch allmählich ist's dann späte,
und am Ostseestrand wird's still.
Schließlich endet jede Fete,
wenn der Kommandeur es will.

Taucht hinab, ihr Meeresgötter,
weil Soldatenpflicht uns ruft.
Wiedersehn am Neptunbrunnen!
Losungswort: Berliner Luft.

Lothar Kitzing



Dieses lustige Strandfest feierten mit sowjetischen Matrosen Angehörige der Einheit Pirwitz von der Grenzbrigade Küste und Schülerinnen der Dr.-Theodor-Neubauer-Schule aus Karl-Marx-Stadt.





• Fortsetzung von Seite 67

du mich?" schrie er, die Arme durch das Gitter zwängend.
Aber wie sollte da einer den anderen erreichen können! Ein neben dem Gitter stehender Eisenbahner fragte ihn:
„Hast du ein Pferd?"
„Ja", antwortete Tschordon.
„Und weißt du, wo der Rangierbahnhof ist?"
„Ich weiß, nach jener Seite hin."
„Dann schwing dich, Papachen, aufs Pferd und galoppier dorthin. Du kommst zurecht, es sind nur fünf Kilometer. Dort hält der Transport nochmal kurze Zeit, und du kannst dich von deinem Sohn verabschieden, aber reite gleich los — ohne Zögern!"
Er galoppierte über die öde, dumpf widerhallende Straße und versetzte die wenigen Passanten und vorüberfahrenden Leute in Schrecken wie ein rasender Nomade.
Bis zum Rangierbahnhof war es nicht mehr weit, doch da ertönte hinter ihm Zuggeratter. Das dumpfe, feurige Gedröhn zweier zu einem Gespann zusammengekoppelter Lokomotiven brach über ihn herein wie ein Bergsturz, wälzte sich schwer auf seine geduckten breiten Schultern. Der Zug überholte den reitenden Tschordon. Das Pferd war schon erschöpft. Aber er hoffte es noch zu schaffen, wenn nur der Zug anhielt. Angst und Sorge, daß der Zug plötzlich nicht anhalten könnte, ließen ihn an Gott denken: „Du großer Gott, wenn es dich gibt auf Erden, dann halte diesen Zug an! Ich bitte dich, halte ihn an, bring den Zug zum Stehen!"

Der Zug stand bereits am Rangierbahnhof, als Tschordon die letzten Wagen erreichte. Und der Sohn rannte am Zug entlang — dem Vater entgegen. Als er ihn erkannte, sprang Tschordon vom Pferd. Wortlos fielen sie sich in die Arme, alles andere in der Welt vergessend.
„Vater, vergib mir, ich gehe freiwillig", sagte der Sohn.
„Ich weiß, mein Sohn."
„Ich habe die Schwestern gekränkt, Vater. Mögen sie's vergessen, wenn sie können."
„Sie haben dir schon vergeben. Sei du ihnen nicht gram, vergiß sie nicht, schreib ihnen, hörst du? Und vergiß deine Mutter nicht."
„Gut, Vater."
Auf der Station wurde eine einsame Glocke geschlagen, nun mußten sie voneinander scheiden. Zum letzten Mal schaute der Vater seinem Sohn ins Gesicht und erblickte für einen Moment seine eigenen Züge, sich selbst, noch jung, an der Schwelle der Jugend. Er drückte ihn fest an seine Brust. Er küßte Sultan und sagte dabei immer wieder das eine:
„Sei ein Mensch, mein Sohn! Wo du auch seist, bleibe Mensch! Bleib immer ein Mensch!"
Als man Sultan in den anfahrenden Zug zog, ließ Tschordon die Arme sinken. Dann wandte er sich um und begann bitterlich zu weinen, den Kopf gegen die verschwitzte, heiße Mähne des Pferdes gelehnt. Weinend hielt er den Kopf des Pferdes umarmt und war so erschüttert, daß die Hufe des Pferdes unter der Last seines Kummers von einem Fleck auf den anderen traten...
Die Sonne stand schon zwei Pappeln hoch über den Bergen, als Tschordon in die Weite des hügeligen, bis an die schneebedeckten Berge reichenden Tales hinausritt. Tschordon wurde die Brust eng vor Atemnot. Auf dieser Erde also hatte sein Sohn gelebt...

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer. Gekürzte Fassung.

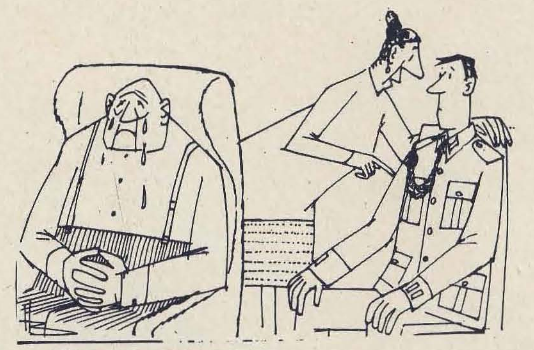
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46 130, Telefon 53 07 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E.-A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau erscheint monatlich · Preis: 1,— Mark Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR - 701 Leipzig, Leninstraße 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR - 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf: 2 26 27 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · · Reproduktion und Druck: Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43 · Gestaltung: Horst Scheffler.
Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. 5. 1973

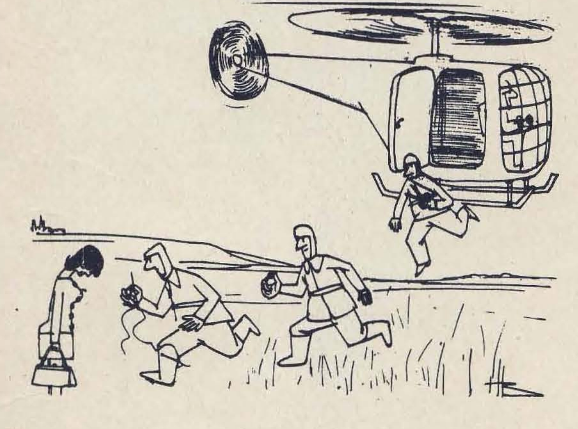
Fotos: Gebauer (50), Titel, S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 36, 36, 38, 39, 40, 41, 74, 75, 79, 88, 89, 90, 91, 92, 93; Uhlenhut (21), Rücktitel, S. 12, 13, 17, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 70, 71; Willmann (3), S. 18, 19; Klöppel (3), S. 18, 68; ZB (15), S. 32, 32, 53, 55, 72, 73, 84, 85; Desombre (1), S. 35; Körner (1), S. 42; Fröbus (1), S. 42; Kitte (1), S. 42; Salzer (1), S. 42; Rattei (1), S. 42; Lenz (1), S. 42; Bernhardt (1), S. 43; Söllner (1), S. 43; MBD (2), S. 47, 53; Walzel (1); S. 47; Archiv (11), S. 46, 47, 55, 60, 61; Zühlsdorf (1), S. 47; Nowosti (1), S. 46; Korolkowa (3), S. 56, 57; Ferhis (1), S. 89; Syndoman (1), S. 89; Krause (1), S. 29.

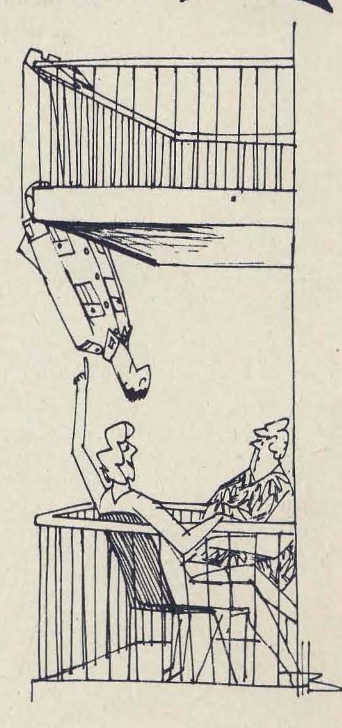
HENRY BÜTTNERS Lachbefehl

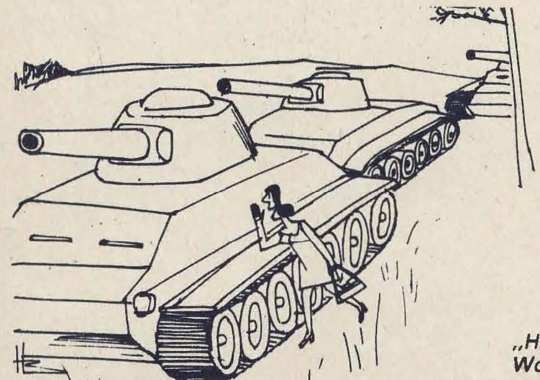
Nu mach mal Manöver!



„Bitte, gib doch dem Opa wenigstens die Hälfte von der Schnur!"







„Hallo Harald — bleibt es dabei, daß du nächste Woche auf Urlaub kommst?"



31 036

„Zeit der Störche" und demnächst „Die Taube auf dem Dach" — die modernen Frauenrollen haben es ihr angetan:

Heidemarie Wenzel